Beltz' Bogen-Lesebuch

*

Schlesische Heimat

Heft 3



Verlag von Julius Beltz in Langensalza · 1927

Bearbeiter: W. Schremmer und
K. Schwierskott / Umschlag-
zeichnung von Hugo Bantau

Inhaltsangabe

15. Im Herzen der Natur.







Hugo Bantau

Aus Schlesiens Geschichte
bis zum Beginn der preußischen Herrschaft

Vom Schatz an der Bernsteinstraße

Im voraus sei es gesagt: Der Weg, von dem diese Geschichte erzählt, war nicht eine Straße, wie wir sie kennen. Sein Name deutet nur eine Richtung an, die Richtung, die in den ersten Jahrhunderten nach Christus kühne Römer einschlugen, wenn sie von der Donau her nach der Ostseeküste drangen, um das hochgeschätzte Edelharz, den Bernstein, einzuhandeln. Durch die Mährische Pforte kamen diese Fremdlinge in die wohlbesiedelte Landschaft an den linken Zuflüssen der oberen Oder, durchquerten — vielleicht dort, wo heut Oppeln oder Krappitz liegt — den sommerlich seichten Strom und steuerten alsdann auf Pfaden, wie sie noch heut durch die Urwälder Afrikas führen, nach Norden.

Ein solcher Händler zog einst durch das schlesische Land seiner Heimat zu.

Unverdrossen durchfurcht der Rappe die blühende Heide. Das beladene Maultier trottet hinterdrein. Ein zweiter Reiter, des Römers jüngerer Gefährte, beschließt den Zug.

Acht Tagereisen haben die Fremdlinge ins Gebiet der Weide gebracht. Lange schon liegt das träge Gewässer hinter ihnen, und aufmerksam schaut der Führer über das dunstige Land nach dem Gewölk, das gegen die stechende Augustsonne heraufzieht. Forschend

Beltz' Bogenlesebuch * Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

taucht des Mannes Blick in die gleißenden Wolkenmassen, als suchte er darin die Möwenschwärme und Reiherflüge, die den ersehnten Strom verkünden.

„Der Fluß ist noch weit, und wir werden wieder Regen haben!“ ruft der Römer dem Gefährten zu. „Wenn nur die Furt noch gangbar ist!“

„Beim Jupiter!“ erwidert der andere, „den Göttern will ich es danken, wenn wir aus diesem rauhen Lande hinaus sein werden. Vor sechs Tagen war es, als der Sklave starb, und noch blieb seitdem kein Tag ohne Regen. Romas Winter ist mir lieber als solch ein Sommer!“

Schneller treiben die Reiter ihre Tiere vorwärts. Durch wirre Büsche zwängt sich der Pfad, und während der zähe Boden die Hufe hemmt, peitschen zurückschnellende Zweige von neuem an. Dann geht es in die Schatten mächtiger Erlen und Eichen, deren starke Wurzeln sich trotzig in den Weg legen. Schon leuchtet durch das Laub wieder die offene Heide, da fährt etwas rauschend und brausend zwischen den Stämmen auf. Eine klumpige, schwarze Masse tost heran. Aufgestörte Wildschweine sind es. Erschreckt bäumt sich der Rappe. Er strauchelt, stürzt und schlägt mit seinem Reiter gegen einen knorrigen Stamm.

Als der Gefährte es versucht, dem Rosse aufzuhelfen, erkennt er, daß des Tieres Fuß gebrochen ist. Schlimmeres noch zeigt sich, als der vom Sturze Betäubte unter den sorglichen Händen des Gefährten wieder zu sich kommt. Er vermag sich nicht aufzurichten. Jede Bewegung wird ihm zur Qual. Aus den helfenden Armen zwingt ihn der Schmerz wieder zur Erde. Da sieht der andere mit Schrecken, daß es unmöglich sein wird, den Unglücklichen auch nur eine Strecke weit mitzuschleppen.

So finster und drohend wie in diesem Augenblicke ist der Wald Germaniens den beiden Fremdlingen noch nie erschienen.

„Es ist kein Glück bei dieser Fahrt!“ klagt der Jüngere.

„Verlaß mich nicht!“ fleht der Mann am Boden.

„Nein! Aber ich will Hilfe suchen! Das Land vor dem Strome ist bewohnt!“ lautet die tröstende Antwort.

Wo draußen vor dem Walde das Land zu niederen Hügeln anschwillt, hält der Fremdling Ausschau. In dünnen Wölkchen an einem fernen, blauen Waldsaume läßt ihn die Hoffnung den Herdrauch eines germanischen Blockhauses sehen.

Freudig bringt er die Nachricht dem harrenden Gefährten.

In diesem aber hat die Furcht vor dem Verlassenwerden das Mißtrauen geweckt. Wird der andere nicht mit all dem Reichtum allein weiterziehen?

„Bringe mich an einen geschützteren Ort!“ bittet er. „Und nimm dem Tiere die Beutel mit dem Bernstein ab! . . . Auch von dem, was die anderen tragen, laß das Beste bei mir! . . . Du kennst des

Landes Sitte zu wenig ... Zuviel des Gutes könnte dir Gefahr bringen!"

Ins Heidekraut zwischen dunkle Wacholder am Abhange eines Hügels bettet der Jüngere den vor Schmerz vergehenden Mann. Neben ihm wühlt er das edle Harz und manches metallene Schmuckstück in den Sand. Dann reitet er hinaus, und das Maultier trottet hinter ihm drein.

Aber das Unwetter, das schon stundenlang im Südwesten lag, überfällt den einsamen Reiter. Als dieser endlich das Gebüsch, in dem er Schutz suchte, verläßt, schleicht schon die Dämmerung über die Heide.

Und in der Heide lauert hinter seinen Nebelfetzen der Sumpf. Die Dämmerung lockt den Einsamen in die trügerischen Gewebe. Da gibt es kein Entweichen und kein Erbarmen, und der Sumpf verschlingt Tiere und Reiter. . . .

Des anderen Tages starb der verlassene Mann am Hügel in der Fieberglut. Waldtiere sargten ihn ein. Wind und Wetter begruben seine Gebeine.

Um den Schatz aber legten die Wacholder ihre Wurzeln wie gierige Finger.

Jahre vergingen. Dürr und morsch wurden die Schatzhüter. Neue erstanden und immer neue und neue, und Jahrhunderte schwanden, bis endlich ein blitzendes Eisen den Schatz aus dem Sandhügel befreite und ihn der Menschenhand zurückgab.

Richard Müller
(Was die Heimat sah)

Wo ein Fürstenkind schlief

Ein Mägdlein war es, von dem eine Sandgrube auf den Sacrauer Feldern (zwischen Breslau und Oels) wundersame Kunde gab, ein Fürstenkind aus dem germanischen Stamme der Wandalen, die einst in Schlesien saßen und von den Wogen der Völkerwanderung bis nach Nordafrika getragen wurden und dort 429 n. Chr. ein Reich gründeten, das nicht viel mehr als hundert Jahre später zugrunde ging.

Wohl hundert Jahre, ehe die Wandalen ihre Heimat aufgaben, muß jenes Fürstenkind der schlesischen Erde anvertraut worden sein. (Eine Goldmünze verriet das.) Als man anderthalb Jahrtausende später, es war im Jahre 1887, die Sandhülle, die das Mägdlein deckte, aufhob, war freilich von dem Germanenkinde nichts mehr vorhanden als ein Zähnchen. Alles andere hatte Mutter Erde wieder zu sich genommen. Aber man sah noch die feinen Halsringe, die einst unter dem blonden Haare der jungen Wandalin geschimmert hatten, und den Reif, der ihre Finger schmückte. Man fand des Mädchens Eßgerät und die köstliche, bunte, gläserne Schale,

aus der frische Lippen so manches Mal rote Walderdbeeren und wilden Honig gegessen haben mögen. Man fand auch die zerfallenen Reste des Kästchens, in das einst leuchtende blaue Augen schauten, um den darin bewahrten glänzenden Tand zu bewundern.

Aber die Sacrauer Sandgrube barg noch mehr der wundersamen Dinge. Bunte Perlen und Bernsteinzier, Reste von Goldketten und anderem Geschmeide, farbige Gläser, edles Gerät und römische Münzen, das alles bewahrten nicht weit von des Mädchens Schlafstätte die Gräber eines Mannes und einer Frau. Und eben der Reichtum dieses Sacrauer Fundes, den heut das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer birgt, spricht für den fürstlichen Stand der Bestatteten. Die Münzen aber und die Art und Zier der gefundenen Gegenstände erzählen vom Verkehr der schlesischen Wandalen mit dem großen Römerreiche, vielleicht auch von Verbindungen mit Stammesgenossen, die Abenteuerlust frühzeitig in die reiche Ferne trieb.

Richard Müller
(Was die Heimat sah)

Ein Germanengrab

In Wichulla bei Oppeln fand man das prunkvollste Germanengrab Oberschlesiens. In einer aus Steinwänden aufgeführten Gruft lag der Tote, ein Fürst vom Stamme der Silingen, der angesehensten Völkerschaft unter den Wandalen, auf deren Namen sogar noch unser Wort Schlesien zurückzuführen ist. Die Getreuen hatten ihrem Führer für seine Fahrt nach Walhall das kostbare Trinkgerät mitgegeben, damit es ihm auch an Wodans Heldentafel die gewohnten Dienste verrichtete: Zwei stattliche Eimer, eine Schüssel zum Mischen des Weines, Schöpfer, Kelle und Sieb, alles aus schwerer Bronze, als Trinkgefäße einen prächtigen Silberbecher von klassischer Arbeit mit getriebenen Figuren geschmückt und ein mit Bronze eingesetzes Stierhorn. Der römische Becher aus Edelmetall für des Römers Rebensaft, das einfache landesübliche Trinkhorn für germanischen Met, beides dem edlen Zecher gleichwertig und gleich lieb.

Dr. Martin Jahn
(Aus Oberschlesiens Vergangenheit)

Schwedenschanzen aus slawischer Zeit

Auf der Höhe des Weißiger Burgberges steht am Abend eines Augusttages eine Gruppe von Männern. Sie haben keinen Blick für die weite Ebene, die im strahlenden Abendsonnenschein vor ihnen sich ausbreitet. Gespannt sehen sie auf einen Punkt am Horizont weit draußen im Nordwesten, wo auf einer Insel der Oder die alte Burg Glogau liegt. Kundschafter haben böse Meldung gebracht: Von Westen her kommt das Heer der Deutschen, den Polenherzog zur Unterwerfung und Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit zu zwin-

gen. Ein Späher, der von einer hohen Eiche Umschau hält, berichtet, daß über der Burg ganz deutlich ein Feuerschein mit immer stärker werdendem Rauche sich bemerkbar macht. Da, als der Abend heranbricht, blitzt es auf dem hohen Obischen Burgberge auf: eine Fackel wird mehrere Male im Kreise geschwungen, und bald darauf sieht man deutlich einen brennenden Holzstoß. Dasselbe Flammenzeichen zeigt sich im Norden auf dem Wallberg von Priedemost. Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich: Der Feind ist im Anmarsch! Schnell wird der bereit stehende Holzhaufen in Brand gesteckt. Von den Männern bleiben einige zur Beobachtung zurück, die anderen eilen die Höhe herab, den Bewohnern des flachen Landes die böse Nachricht zu bringen. Ein Bote geht nach der alten Eisenschmelzstätte Ruda (dem jetzigen Altraudten), ein anderer nach Orsk (Urschkau) und Köben, ein dritter nach dem Fuchsberg bei Mühlgast. Hier auf der höchsten Erhebung unserer ganzen Gegend findet er einen Trupp Männer, die längst nach ihm ausgeschaut und alles bereits vorbereitet haben. Schnell wird ein lodernedes Feuer entfacht und die ganze Nacht unterhalten, um den Bewohnern der weiten Oderniederung bis zu den Höhen, auf denen jetzt Winzig liegt, und zu den dunklen Wäldern, hinter denen später das Leubuser Kloster gegründet wurde, das Anrücken des Feindes zu melden und sie zur Rettung von Leib und Leben, Hab und Gut aufzufordern.

Als der Morgen graut, da regt es sich schon allenthalben in den Ortschaften, in deren Mitte der Wall liegt (Grätzberg bei Klieschau, Ölschen und Deichslau). Vor langen Jahren haben sie in dem Sumpfe, der von einem Bache durchflossen wird, die Schanze geschüttet. Die Alten wissen noch davon zu erzählen, was das für eine schwere und langwierige Arbeit gewesen ist. In das schwankende Moor mußten gespaltene Eichen von der Mitte aus strahlenförmig geworfen werden, um dem Ganzen einen Halt zu geben. Darauf wurde ein fester Steinkern im Kreise gepackt und mit Lehm gedichtet. Darüber wurde Erde geschüttet, die aus der sumpfigen Umgebung genommen war. Oftmals hatte der Wall seit seiner Vollendung bei Stammesfehden und feindlichen Überfällen seinen Zweck erfüllt. Und so soll er auch jetzt wieder eine Zufluchtsstätte und Versteck sein, da die sichere Kunde vom Anmarsch eines Heeres gekommen ist. Fleißige Hände regen sich. Die alten Hütten am Walle werden aufgesucht und ausgebessert. Wo zwischen den Pfählen der Lehmanwurf locker geworden ist, werden mit Gras oder Moos die Lücken verstopft, das Dach mit Rohr und Stroh gedichtet. Alles eilt herbei in ängstlicher Hast, Hab und Gut und Person in Sicherheit zu bringen. Die Frauen tragen Hausgerät und Getreide, die Kinder treiben das Vieh heran. Zuerst entwickelt sich ein friedliches Stilleben. Die Männer gehen auf Jagd und Fischfang, die Frauen setzen die Spindel in Bewegung, und abends herrscht wohl bei dem sanges- und sagenkundigen Volke heiterer Zeitvertreib. Ängstlicher wird die Stille, wenn der Feind näher kommt, knapper die Kost, da es gilt ohne Feuer sich zu

behelfen. Welch ein Leben aber ist in dem bisher stillen Raum, wenn die Kunde kommt: Die Gefahr ist vorüber, der Feind ist abgezogen!

Jahrhunderte sind vergangen, man hat vergessen, wer die Wälle gebaut hat. Manche Wälle sind bereits in vorslawischer Zeit geschüttet. Sie wurden später von den Slawen weiter benutzt. Man nennt sie heute zumeist Schweden-, Hussiten-, Panduren-, Tartaren-Schanzen. Diese Namen zeigen, daß das Volk eine Erinnerung an die Bedeutung der Wälle in Kriegsnöten bewahrt und von dem Feinde, der seiner Einbildung gemäß am furchtbarsten schien, die Bezeichnung entlehnt hat. Mehr auf die Art der Benutzung deuten die Namen: Burgberg, Schloßberg, Burgwall, Grätzberg (von dem slawischen grod-Wall).

Die Funde, die wir machen, sind Küchenabfälle, z. B. zahlreiche Scherben von hartgebrannten Töpfen, die reich verziert sind (besonders mit der Wellenlinie), ferner mancherlei Eisengerät, Rehgehörne, Spinnwirtes, Tierknochen, von denen einzelne Spuren der Bearbeitung zeigen, usw. Alles was wir auf den Wällen finden, mutet uns an wie ein Gruß aus alten Zeiten an das blühende Leben der Gegenwart!

Söhnel

(„Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Steinau")

Wie die polnische Kastellanei Sandewalde deutsch wurde

Um das Jahr 1200 unternehmen wir im Geiste eine Wanderung durch das Tal des Bartschflusses. Wir finden dort nicht die freundlichen Städte Trachenberg, Herrnstadt, Guhrau, noch auch eine Reihe blühender Dörfer, sondern unser Weg führt uns durch ungeheure Waldungen, in welchen kleine, ärmliche Dörfer liegen. Nur da, wo heute das große Kirchdorf Sandewalde steht, kommen wir zu einer größeren Ansiedlung. Der Fluß teilte sich damals hier in mehrere Arme, über die hölzerne Brücken führten. Hier war weit und breit der einzige bequeme Übergang über den Fluß möglich.

Wir schreiten über die Brücke und gelangen zu einer kleinen Festung. Vor uns erblicken wir einen hohen, fast kreisrunden Wall, um welchen sich ein breiter, mit Wasser angefüllter Graben zieht. Eingerammte Pfähle sollen Feinden den Zugang noch mehr erschweren. Nur ein schmaler Damm führt durch den Graben zum Walle, aber auch hier erhalten wir nicht ohne weiteres Zutritt, denn eine Zugbrücke versperrt den Zugang. Schon hat uns der Wächter auf dem Walle erblickt. Er tritt an die aufgezogene Brücke und fragt uns in polnischer Sprache nach Namen und Begehr. Nachdem wir ihm Auskunft gegeben haben, macht er nach dem Innern der Feste Meldung. Bald tritt er wieder ans Tor, die Zugbrücke fällt, und wir erhalten Einlaß. Wir betreten innerhalb des Walles einen fast kreisrunden, völlig ebenen Raum, der etwa 200 Schritt im Durchmesser hat. Fast in der Mitte erhebt sich ein Turm, der aus Fachwerk

gebaut ist. Den übrigen Raum füllen einfache Gebäude, niedrig, kunstlos aus Baumstämmen zusammengeschroten und mit Stroh gedeckt. Hier sind die Besatzung, das Vieh und die Vorräte untergebracht. Nur ein Gebäude ist etwas größer und stattlicher. Es ist das Wohnhaus des Befehlshabers dieser kleinen Festung, des Kastellans und seiner Beamten. Wir befinden uns nämlich in der Kastellanei Zudovel, auch Sandoval, später gewöhnlich Zandovel genannt.

Der Kastellan oder Burggraf ist ein vornehmer, polnischer Herr, welcher hier im Auftrage des Herzogs über ein weites, rings um die Burg liegendes Gebiet die Aufsicht führt. Er hat nicht nur mit seiner aus polnischen Bauern bestehenden Besatzung die Burg zu verteidigen, sondern in Kriegszeiten auch die bewaffnete Mannschaft seines Kreises zu versammeln und zu führen. Hier sitzt er auch über die Übeltäter zu Gericht und entscheidet die Streitigkeiten der Bauern, die aus den zerstreut liegenden Dörfern und einzelnen Gehöften hierher kommen. Der Kämmerer des Kastellans erhebt die Steuern, der Schlüsselträger die Zölle.

Vom Walle der Burg schweift unser Blick über das Tal der Bartsch, an deren Ufern sich die niedrigen Hütten des Dorfes Zandovel hinziehen. Ungeheure Wälder umgeben diese Ansiedlung.

* * *

Etwa 150 Jahre später sieht es hier ganz anders aus. Wohl erblicken wir noch den Wall und den Wassergraben, aber alles sieht vernachlässigt und verwildert aus. Die Zugbrücke ist gefallen, das Innere ist verödet und wüst der Turm, der Kastellan ist fortgezogen. Was ist denn geschehen? Warum ist die alte, einst so wichtige Festung Sandewalde zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken?

Auf der schmalen Landzunge, welche die Horle vor ihrer Mündung in die Bartsch bildet, stand schon in uralter Zeit, durch Wasser und Sumpf geschützt, die polnische Burg Wazioſz, zu deutsch Schlangenburg. Sie war keine Kreisburg wie Zandovel, sondern sie bildete den Mittelpunkt der großen in der Nähe liegenden fürstlichen Landgüter und Waldungen. Bei dieser Burg war auch eine kleine polnische Stadt entstanden (Herrnstadt). Im Jahre 1290 übergab Heinrich IV., Herzog von Schlesien und Herr zu Glogau, seinem getreuen Vogt Otto von Sprottau, genannt Halbesalz, dieses Städtchen, um es nach deutschem Recht einzurichten. Er wies demselben 80 fränkische Hufen zu, von denen 2 der Kirche gehören sollten, 6 Hufen sollten dem Vogt nicht unterstehen; die behielt sich der Herzog vor.

Der Vogt bekam für sich den siebenten Teil der 80 Hufen und von den Gerichtskosten jeden dritten Pfennig. Auch durfte er Verkaufsstellen für Fleisch, Brot und Schuhe anlegen, soviel ihm nötig schien, ferner eine Badestube und innerhalb einer halben Meile soviel Mühlen an der Bartsch bauen, als er wollte. Nur eine Mühle behielt der Herzog für sich. Die Bürger erhielten das Recht der Fischerei

in der Bartsch innerhalb einer halben Meile sowie die Zusicherung, daß innerhalb einer Meile im Umkreise kein Wirtshaus errichtet werden dürfe. Der Herzog gewährte ihnen für die schon urbar gemachten Äcker Steuerfreiheit auf 4 Jahre, für die noch nicht urbar gemachten und für den Wald auf 10 Jahre, für die Stadt selbst auf 12 Jahre. Nach dieser Zeit aber mußten sie dem Herzog für jede Hufe 4 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Hafer und 4 Scheffel Gerste und einen Geldzins zahlen.

In derselben Zeit ist auch Guhrau als deutsche Stadt gegründet worden, und zwar an der Stelle, wo früher das polnische Dorf Gora (Berg) lag. Das Aufblühen der deutschen Städte Herrnstadt und Guhrau gab der Burg Zandovel den Todesstoß. Schon im Jahre 1292 wohnt der Kastellan nicht mehr in der Feste Sandewalde, sondern er hat seinen Sitz auf das Schloß zu Herrnstadt verlegt, seine Macht ist aber schon sehr gesunken. Es standen nur noch die polnischen Dörfer unter ihm, deren Zahl immer mehr abnahm.

Schließlich führte er nur noch die Aufsicht über die fürstlichen Güter und hat unter dem Titel eines Burggrafen von Herrnstadt bis ins 18. Jahrhundert bestanden.

Franz Schroller
(„Bilder aus der Geschichte Schlesiens")

Ein Besuch im Kloster Trebnitz 1297

Die Morgensonne verwandelt die silbernen Tautröpfchen der Grashalme zu Rubinen. Eine farbenprächtige Prozession bewegt sich talwärts. Voran weht das bischöfliche Banner Wratislawias. Leubuser Zisterziensermönche führen den Zug, geistliche Würdenträger folgen, Domherren, Prälaten, Kapläne. Bischof Johann III. von Breslau schreitet ehrwürdig einher. Obschon im Dunkel der Nacht im Hochkircher Walde von verkappten polnischen Wegelagerern überfallen, beraubt und sogar am Arm verwundet, folgt der willensstarke Mann dennoch unentwegt seinem Ziele. Von fern her grüßt er den geweihten Ort, da Herzogin Hedwig, die Heilige, zur letzten Ruhe eingebettet liegt, die Stiftskirche des Klosters Trebnitz.

An den Überresten eines hölzernen Hakenpfluges, einem stummen Zeugen aus slawischer Vorzeit, trällert ein pausbäckiger Gänsehirt sein fränkisches Hirtenlied in den wonnigen Hochsommermorgen. Drüben am Waldsaum läßt ein flämischer Bauer seine eiserne Pflugschar tief in den Boden einschneiden. Die finstern Wälder sind bereits zum guten Teile dem deutschen Bodenfleiß gewichen. Kein Fleckchen liegt unbebaut wie ehedem, da der faule polnische Ackerbauer mehr als die Hälfte des Bodens als Ödland brach liegen ließ. An der Berglehne jenseits des Klosters treiben geschäftige Mönche Weinbau. Deutsche Sprache, deutsche Tatkraft, deutsche Sitte, sie strahlen von drunten weit her über Schlesiens Gefilde, von jenem großen Gebäude dort im Tale, dem Zisterzienserinnenkloster der heiligen Hedwig.

Den offenen Torbogen durchschreitend, betritt der fromme Zug den geheiligten Boden des Klosterbezirks. Brauhaus, Backhaus, Wohnhäuser und Verwaltungsgebäude aller Art umgrenzen den geräumigen Vorplatz, der gleichzeitig den Klosterinsassen als Friedhof dient und der von der Breslau-Posener Straße durchschnitten wird. Reges Leben herrscht in dem kleinen in die Klostermauer eingebauten Pförtnerhaus. Die Pförtnerin Julia, sonst dem Eintritt jedes männlichen Besuchers in strengem Amtseifer wehrend, hat heute die Pforte, die zu dem engeren Klostergebiet führt, weit geöffnet. Die hochwürdige Äbtissin Euphrosina mit ihren Amtsjungfrauen harrt seit Tagesanbruch der Ankunft des hohen Gastes, welcher der Einladung zur Abhaltung eines feierlichen Hochamtes in der Stiftskirche gern Folge leisten will, um gleichzeitig das Leben in Schlesiens berühmtem Nonnenkloster kennen zu lernen. Das Tedeum der Wallfahrer verstummt. „In nomine domini!" Bischof Johann entbietet dem Kloster seinen Gruß. Äbtissin Euphrosina heißt den Hirten freudig willkommen und geleitet ihn durch die geschmückte Pforte. Die Männer im Gefolge des Bischofs treten ab, die Geistlichen in die Stiftsgebäude, die Mönche in das Mönchshaus gegenüber der Kirche sich zurückziehend. Die knienden Amtsjungfrauen erheben sich und schließen sich der Führung ihrer Äbtissin an. Vom Pförtnerhause bewegt sich der Zug zum festlich gezierten Hauptportale des großen Klostergebäudes, Gemüsepflanzungen, Baumreihen und Blumenkulturen durchwandelnd. Die Glocken läuten. Die schwarzen Überwürfe der Nonnen heben sich scharf ab von den weißen Untergewändern. Der weiße Weihel mit den drei Kreuzen und der goldene, nach innen gekrümmte Abteistab, umleuchtet von der höher steigenden Sonnenscheibe, lassen die Würde einer Äbtissin des fürstlichen Stifts höher erglänzen. Sängerin Juliana mit mehr als 100 Nonnen begrüßt den hohen Gast mit einem vollklingenden Tedeum, dann folgt die Schwesternschar dem Zuge, und schweigend und lautlos wandeln die Geweihten durch die gewölbten Bogengänge des romanischen Klosterinnern. Bischof Johann, begleitet von Äbtissin Euphrosina und Priorin Gertrude, begeben sich zum Hörsaal, während sich die Nonnen auf einen Wink der Äbtissin zurückziehen. Nachdem Kellnerin Theodosia dem von der Wanderung Ermatteten einen Trunk selbstgekelterten Weines kredenzt hatte, der dem verwundeten Pilger sichtlich Stärkung gewährte, und nachdem dem Leichtverwundeten von der Siechmeisterin ein neuer Armverband angelegt war, hebt der Gekräftigte an: „Hochwürdige Äbtissin, wann sind wohl diese stolzen Hallen erbaut?" „1202 von dem mächtigen Herzog Heinrich I. gegründet, dem alles Land von den Karpathen bis zur Ostsee gehörte, ward dieser mächtige Bau in den Jahren 1203—1219 aufgeführt, Hochwürden. Heinrich erfüllte damit einen Herzenswunsch seiner Gemahlin, der hochheiligen Herzogin Hedwig, deren sterbliche Überreste nach der im Jahre 1267 erfolgten Heiligsprechung in die ihr zu Ehren genannte Hedwigskapelle der Stiftskirche überführt wurden."

Der Bischhof fragt weiter: „Und wie ist das Kloster fundiert?“ „18 Dörfer nennt es sein eigen,“ entgegnet Euphrosina, „es bezieht den Zehnten von 34 Orten; 7 Vorwerke, 77 Besitzungen, 9 Wiesen, 3 Mühlen und 1 Salzhütte bei Kolberg versorgen das Stift reichlich. Es besitzt fürstliche Rechte: Das Patronatsrecht, das Huldigungsrecht, die Gerichtsbarkeit und das Münzrecht. Und 21 Ablässe sind der schönste Schatz des Stifts neben den Überresten der heiligen Hedwig, die jährlich Tausende von Pilgern in die Knie sinken lassen.“ Die Äbtissin Euphrosina, Priorin Gertrude und Bischof Johann fallen auf die Knie, falten die Hände und beten zu der Heiligen.

Nach dem Konvent im Kapitelsaal und dem feierlichen Hochamt, das Bischof Johann hält, geht es zum Mittagsmahl in den romanisch-gotischen Speisesaal. Dampfende Holzschüsseln mit Hirsebrei werden aufgetragen. Schweigend essen die Nonnen. Als zweites Gericht folgen Birnen und Brot. Eine halbe Kanne Klosterwein, mit Wasser vermengt, dient den Tischgenossen am heutigen Festtage zur Stärkung. Nach dem Gebet verlassen die Nonnen lautlos den Saal.

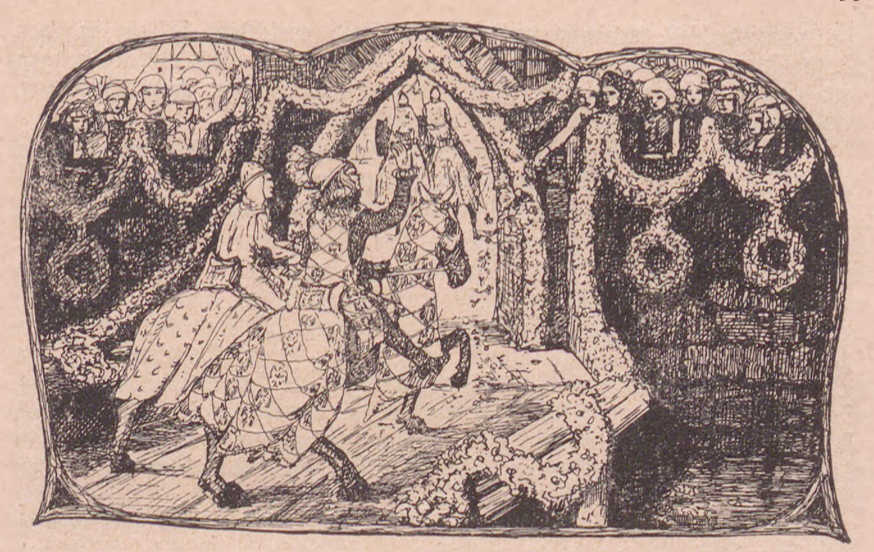
Bischof Johannes besichtigt hernach das Kloster und die Kirche eingehend. Vor den Überresten der Heiligen, der Hirnschale der Seligen, dem Gürtel und dem Gewande, dem wunderzeugenden Trinkbecher und dem Kruzifix der Entschlafenen beugt er seine Knie in frommem Gebet. Die Büßerzelle und die harten Lagerstätten sind beredte Zeugnisse von der ehernen Zucht, die im Kloster herrscht. Der gewölbte Kreuzgang raunt von dem Geiste selbstloser Entsagung. Das Siechenhaus erzählt von hingebender Krankenpflege durch treue Schwestern unter Leitung der Siechmeisterin, und der Friedhof predigt von seliger Ruhe nach mühevoller Pilgerfahrt.

Nach dem Rundgang läßt sich Johann noch einige Auskunft über die wirtschaftliche Verwaltung des Klosters geben. Mit Freuden vernimmt er, daß neben dem deutschen Ackerbau auch der deutsche Gemüsebau, auch der Obstbau auf den zahlreichen Klostergärten eifrig gepflegt wird. „Handwerker deutscher Art fehlen aber wohl noch?“ fragt Johann, „Nicht also, Hochwürden. In den nach deutschem Recht ausgesetzten Ortschaften nehmen zahlreiche deutsche Handwerker ihren Wohnsitz, Stellmacher, Böttcher, Schmiede, Maurer, Zimmerleute, Drechsler. Mit Staunen sehen die Reste der Slawen, wie der deutsche Schmied das Eisen geschickt bearbeitet. Owinsk und Olobok im Slawenlande sind unsere Töchterklöster, deutsch wie unser Kloster.“

Nach einstündiger Ruhe im gastlichen Wohnhause und nach Einnahme eines stärkenden Imbisses gibt Bischof Johann das Zeichen zum Aufbruch. Die Äbtissin hat einen mit vier Pferden bespannten Wagen vorfahren lassen, und 30 bewaffnete freie Männer sollen dem hohen Gast das sichere Geleit für die nächtliche Rückwanderung geben.

Hermann Joachim

(Aus „Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz“)



Hugo Bantau

Herzog Heinrich IV.

An einem der letzten Augusttage des Jahres 1288 war schon in den frühen Morgenstunden ein außergewöhnlich reges Leben auf den Straßen der Stadt Breslau. Es galt, den siegreichen Landesherrn, Herzog Heinrich IV., der vor wenigen Tagen nach hartem Kampfe Krakau und Sendomir wieder erobert hatte, festlich zu empfangen.

Die unteren Polizeibeamten des Rates, die Zirkler, entwickelten schon bald nach Sonnenaufgang eine lebhafte Tätigkeit, indem sie die Einwohner veranlaßten, die Straßen von allem Unrat zu befreien, auch darauf hinzuwirken, daß Borstenvieh, Kühe, Kälber, Ziegen, Hühner, Gänse, Enten heute überhaupt nicht auf die Straßen getrieben würden.

Das Pflaster, wo überhaupt solches vorhanden war, ließ damals noch viel zu wünschen übrig. Größere Vertiefungen wurden mit Sand zugeschüttet, allzu holprige Stellen mit Stroh bedeckt. Die Häuser aber, deren es namentlich auf dem Ringe schon recht stattliche gab — denn nach dem großen Brande von 1275 hatte der Herzog befohlen, nur noch Bauten von Stein und Ziegeln zu errichten — schmückte man mit grünen Reisern von Tannen und Eichen, die vornehmsten auch mit kostbaren Teppichen und wehenden Flaggen. Selbst die Zinnen der Stadtmauer und die darauf befindlichen Türme, die in ruhigen Zeiten vom Rate an Gewerbetreibende vermietet wurden, kleideten sich in das frische Grün. Vor dem östlichen Stadttore aber, durch welches der Herzog seinen Einzug halten sollte, bei der alten Wallonenkolonie von St. Mauritius, hatte der Rat

ein prachtvolles, weites und hohes Zelt errichten lassen in den herzoglichen Farben, aus Damast und Seide mit reichen Vergoldungen und einem weithin schimmernden Wappenschilde über dem Eingange, das in goldenen Lettern die Aufschrift enthielt:

„Dem siegreichen Herzog Heinrich IV. von Schlesien, Krakau und Sendomir, Herrn zu Breslau."

In dem Zelte, in dem die erste Begrüßung durch den Rat, die Schöffen und die Vornehmsten der Stadt vor sich gehen sollte, waren köstliche Weine und Erfrischungen aufgestellt. Sämtliche Innungen und Gilden hatten Aufstellung genommen und bildeten auf den Straßen mit ihren Fahnen Spalier. Auch die Schüler der Domschule und des Magdalenäums hatten mit ihren Schulmeistern an der Spitze sich so aufgestellt, daß der Herzog an ihnen vorüber mußte. So war alles zum festlichen Empfange bereit, der Türmer von St. Elisabeth brauchte nur ein Zeichen zu geben, daß der Zug in Sicht sei, damit die Glocken aller Kirchen und Kapellen zu läuten begannen.

Nun wälzte sich der Zug allmählich heran. Vorn eine mit großen grünbelaubten Ästen versehene Schar halbwüchsiger Burschen. Ihnen folgte eine Musikbande, hierauf eine Schar schön geschmückter Bürgermädchen, dann eine kleine Abteilung Reiter und nach ihnen der Breslauer Herzog. In größerer Entfernung schlossen sich dann, sämtlich zu Pferde, die Würdenträger, die Ratmannen und Schöffen mit dem Bürgermeister an der Spitze sowie die übrigen Ritter und Vornehmen der Stadt an. Endlich folgte der Troß.

Vor dem Rathause machte der Herzog dem Rate und der Bürgerschaft Mitteilung von einer Reihe weiterer Privilegien, die er seiner lieben Stadt Breslau für die opferfreudige Unterstützung bewilligte. Brausender Jubel aus tausend Kehlen! Dann fuhr der Herzog, zu den Ratmannen und Schöffen gewandt, fort: „Es ist Zeit, daß die Streitigkeiten der Bürgerschaft in diesen Mauern ein für allemal aufhören, die dadurch hervorgerufen werden, daß ihr reichen Kaufleute euch für etwas Besseres haltet als die tüchtigen Handwerker und Gewerbetreibenden. Nehmt Vernunft an und wählt in euren Rat und in eure Schöffenschaft auch Vertreter des Handwerks und des Gewerbes. Und noch eins: Ich will heute und morgen der gesamten Bürgerschaft, insonderheit aber den Ärmeren, ein großes Fest geben. Alles, was dabei gegessen und getrunken wird, alles, was es sonst kostet, soll aus der herzoglichen Kasse bezahlt werden. Ich befehle euch, daß die Polizeistunde für zwei Nächte aufgehoben bleibe, daß jedermann ausbleiben und nach Hause gehen könne, solange und wann es ihm beliebt und die Nachtschwärmer nicht in Strafe genommen werden. Es ist auch an der Zeit, daß wir unserer Hauptstadt ein neues und würdiges Rathaus bauen. Ich habe darum schon vor längerer Zeit an einen berühmten Baumeister im Westen Deutschlands schreiben lassen und Pläne von ihm eingefordert. Die Pläne sind angekommen, und ich lade euch, ihr Herren vom Rate, auf

morgen vormittags zu einer Besichtigung derselben in meine Burg ein."

Wiederum erscholl heller Jubel.

„Und nun laßt uns," schloß der Herzog mit lauter Stimme, „an heiliger Stelle dem Höchsten Dank sagen für den Schutz und den Beistand, den er unserer gerechten Sache geliehen." Er wendete sein Roß, und der Zug setzte sich nach der nahen Magdalenenkirche in Bewegung.

Karl Jaenicke
(„Herzog Heinrich IV. von Breslau")

Löwenberger Ordnung

Nach Gottes Geburt im 1311. Jahre, acht Tage nach St. Martinstag haben die Richter, Bürgermeister, Ratleute, die Geschworenen und die Gemeinde der Älteren in Löwenberg miteinander mit bedachtem Mute gelobt, was hier unten beschrieben steht, was sie untereinander zum Nutzen der genannten Stadt gemacht, daß sie ewiglich halten wollen:

Zum ersten, wer von dem Bürgermeister und den Bürgern vorgeladen, nicht kommt, entrichtet 1 Loth (14 Sgr. 4 Pf.) Strafe.

Wer des Nachts spielt, bei Lichte, soll einen Vierdung (1 Th. 27 Sgr.) zahlen und ebensoviel der Wirt, in dessen Haus gespielt wird.

Wer nicht volles Maß an Bier gibt, zahlt 1 Loth (14 Sgr. 4 Pf.), an Met einen halben Vierdung (28 Sgr. 6 Pf.), an Wein einen Vierdung, so oft er dessen überführt wird.

Wer vor der Stadt sitzt und in der Stadt malzt, braut oder Handwerk treibt, soll schossen wie ein anderer Bürger.

Wer Bier will schenken, soll ein Haus mieten auf ein Jahr und Bürger werden und 4 Scot Schoß geben (1 Tlr. 8 Sgr.)

Auch wer ein Handwerk treiben will, soll Bürger werden oder einen Vierdung (1 Tlr. 27 Sgr.) zahlen.

Die Gewandmacher sollen Gewand von guter Wolle machen, 34 Ellen lang, bei Strafe eines halben Vierdungs.

Es soll, wie vor Alters, kein Sohn eines Fleischer-, Bäcker- oder Schuhmachermeisters eine Bank haben, ehe er 18 Jahre alt ist und Bürgerrecht tut wie ein anderer.

Wer Mist aus der Stadt führt, ohne in derselben zu wohnen, zahlt jährlich einen Vierdung. Wer seinen Mist nicht vor Walpurgis ausführt, gibt einen halben Vierdung.

Wo ein Haus gestanden, soll kein Malzhaus gebauet werden.

Wer Fische bringt, soll mit ihnen bis zum dritten Tage stehen (im einzelnen verkaufen), ehe er sie insgesamt verkaufen darf, bei Strafe eines Vierdungs.

Wer Tuch schneidet (im einzelnen verkauft), ohne eigene Tuchkammer, gibt eine Mark (7 Tlr. 20 Gr. 8 Pf.).

Wer ein Stück Tuch verkaufen will, er sei Tuchmacher oder Fremder, soll im Kaufhause stehen, bei einem Vierdung.

Wenn sich Bürgerssöhne und -töchter verheiraten, sind sie ein Jahr schoßfrei.

Wer wachen soll und die Wache versäumt, gibt einen Lot.

Ritter oder Edelleute, welche in eines Bürgers Haus ziehen und ihm nicht Kostgeld und Schuld bezahlen, soll niemand beherbergen, ehe sie das bezahlt hat.

Wilhelm Schremmer
(„Besiedlung Schlesiens")

Gründung von Frauendorf bei Oppeln

Gottfried, Probst des Klosters Czarnowanz, macht bekannt, daß wir verkauft haben . . . für das mit deutschem und Neumarkter Rechte ausgestatteten Dorf, mit gewöhnlichem Namen Frauendorf genannt, die in dem Gebiete bis zum Kloster sich erstreckenden 21 flämischen Huben und den Ort für einen Garten und 20 dem ehrenwerten Manne Siffrid zu errichtende Gärten, der desselben Dorfes Vorpächter und Schulze sein soll. Zum Schulzenamt desselben sollen sich erstrecken: Drei der genannten Hufen, fünf Gärten, ein Wirtshaus, der dritte Denarius von jeder zu entscheidenden Rechtssache, welche immer dort auftauchen wird, der dritte Teil auch von allen Erträgen und Interessen, welche in Gegenwart oder in Zukunft werden vorkommen können. Das alles soll er selbst und seine Nachkommen mit beständigem Erbrechte frei von allen Zahlungen und Diensten, in welchem Namen sie immer gefordert werden mögen, behalten, außer dem, daß uns und unseren Nachkommen er selbst und seine Nachkommen für unsere Bedürfnisse und unsere Ausgaben mit einem Pferde, 2 Mark im Werte, dienen sollen. Wenn die Leute dieses Pferd in unsern Diensten auf irgend eine Weise verderben sollten, so daß es umkommt, dann sollen sie selbst so lange keine Dienste tun, bis ihnen für das verlorene Pferd Ersatz geleistet sein wird. Von den übrigen 18 Hufen und 16 Gärten aber wird eine jede beliebige Hufe in den einzelnen Jahren am Feste des seligen Martins uns oder dem Kloster als jährliche Steuer 4 Maß Hafer und acht Maß Weizen und für den Zehnten einen Vierdung (4. Tl. v. 1 M.) zahlen. Die Einwohner auch in dem obgenannten Dorfe sollen angehalten werden, in den einzelnen Jahren zu Ostern uns eine Mark zu zahlen. Jeder wirkliche Gärtner wird uns am Feste des seligen Martins eine Skot (24. Tl. einer M.) und vier Hühner abliefern. Auch die Pächter der Äcker werden uns oder dem Kloster auf unsern Äckern im Jahre dreimal pflügen, und jeder Gärtner wird an zwei Tagen im Jahre für die Bedürfnisse des Klosters arbeiten, ausgenommen die Gärtner des Schulzen. Nachdem alle genannten Dinge so gegeben und bezahlt sind, sollen die Einwohner dieses Dorfes weder durch den Herren, Herzog von Oppeln, noch durch uns oder unsere Nachfolger zu weiteren Diensten in keiner Weise gezwungen werden. Außerdem fügen wir zum gemeinsamen Nutzen des oben erwähnten Dorfes den andern Hufen oder den Pächtern der Hufen drei Hufen hinzu und eine

andere halbe Hufe in den Wäldern und eine andere halbe auf den Wiesen, welche die Pächter selbst unter sich teilen, und für die genannten 3 Hufen und für die andern beiden Hufen von Feldern jeder Art sollen sie wie vorher gesagt worden ist, uns oder dem Kloster zu dienen angehalten werden.

Wilhelm Schremmer
(„Besiedlung Schlesiens")

Kaiser Karl IV. befiehlt den Landvögten von Bautzen und Görlitz, die Bauern vor den Edelleuten zu schützen

21. September 1355

Wir, Karl, von Gots Gnaden Romischer Keiser, zu allen Zeiten Merer des Reichs und Kunig zu Beheim, bekennen und tun kund offenlich mit disem Briff allen den, di in sehen horen oder lesen, wann uns vor wer zu wizzen worden ist, daz etlich edle Lüte unser Diener, in unsern Landen Gorlicz und Budissin gesezzen, arme Lut, die under in gesezzen und in zu Cinz und andern redlichen Sachen pflichtig sint mit ubrigen Steuern beschweren und ungewohnlich Cinz vordern und nennen und si auch zu weilen wider Recht und an Genad beschaczen, davon diselben armen Lüte und danach unser Lande verderben, darumme wollen und setzen wir und haizzen mit diesem Brieve, daz die vorgenannten edlen Lüte und wie si genant sin, von iren armen Lüten furbaz me gewonlich und czeitlich Kinz, Dinste und Rechte nemen und sich daran lazzen genuggen, als lib se mamen unser Hulde behalden. Wer aber, daz ymant sin armen Lute zu Unrecht besweren oder von in ungewohnlich Cinz eischen, oder si mit Gewalt beschaczen wolde, des sullen in unser Landsogt von Gorlitz und Budissin, di nu sind und in chumftigen Zeiten werden, nicht gestatten sunder si davon holden und daz undersan mit unseren Gewalt und Rate unserer Stete. Mit Urchund dicz Brives, versiglt mit unserm keiserlichen Majestat Insigl, der geben ist zu Prage, nach Christs Gepurt dreutzen hundert Jar darnach in dem funf und funfczigsten Jar, an sant Mattheus Tag dez heiligen Zwelfboten und Evangelisten, unserer Reiche in dem zehenden und des Keisertums in dem ersten Jare.

Wilhelm Schremmer
(„Besiedlung Schlesiens")

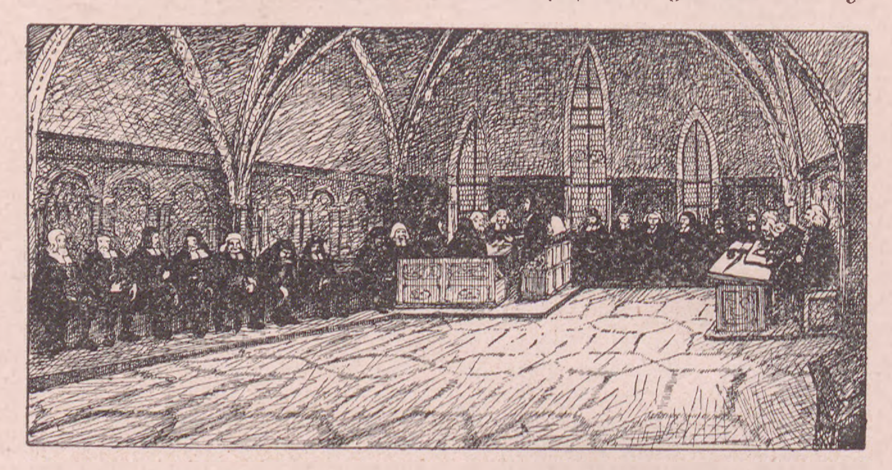
Der Breslauer Krawall von 1418

Am 18. Juli 1418, einem Montage, ging's los. Die Fleischer und die Tuchmacher hatten die Führung. Sie galten auch als die eigentlichen Anstifter. Es war gelungen, die Verschwörung geheim zu halten. Zwar durchschwirrten unbestimmte Gerüchte die Stadt, daß etwas im Werke sei; genaues aber wurde nicht bekannt. Die Verschwörer hatten gelobt, den Rat der Stadt Breslau zu stürzen und eine neue Regierung einzusetzen. Lange schon gärte es in der

Bürgerschaft, und allgemein erscholl die Klage, daß die vielen Steuern nicht mehr zu ertragen seien. Auch die mannigfachen Verordnungen, die der Rat erließ, erregten Erbitterung.

Der arme Rat! Möglich, daß er wenig taugte! Doch die Hauptschuld an allen den Fehlern und Sünden, die ihm vorgeworfen wurden, trug wohl der Mann, der damals das Zepter in Böhmen schwang. Der hatte durch seine fortwährenden Geldforderungen und durch allerlei Zwang und Druck das Unheil über Breslau gebracht.

Morgens 6 Uhr an dem genannten Montage wurde bei Sankt Mauritius ein Hirtenhorn geblasen. Das war das Signal zur Rebellion. Schon früh vor Tag hatten sich die Verschwörer mit ihrer Anhängerschaft unauffällig in Häusern zusammengerottet und zu



Hugo Bantau

Gruppen vereinigt. Beim Schall des Hornes brachen sie hervor und scharten sich zusammen. Alle waren bewaffnet, die einen mit Keulen oder Stangen, die anderen mit Spießen, oder Sensen, oder Schwertern, auch mit langen Messern, wieder andere schleppten Säcke mit Steinen. Im Eilmarsch ging's in Rotten — jedes Handwerk für sich — dem Ringe zu. Das merkwürdige Schauspiel erregte größtes Aufsehen; aus allen Häusern, aus allen Gassen quoll die Menschenflut; hinter den Bewaffneten stürmte die Neugier und die Schaulust dem Rathause zu. Bald war die Ostseite des Ringes so voll von Menschen, daß sie einander beinahe zu Tode gepreßt hätten.

In jenen fernen Tagen gehörten die Herren vom Rat zu den Frühaufstehern. Die Sitzung begann schon vor sechs Uhr, und so waren die meisten Mitglieder zu Beginn des Aufstandes im Rathause versammelt. Sie wurden überrascht. Als die Schreckensnachricht von dem hochgefährlichen Geschehnis in den Beratungssaal drang, war es zur Flucht bereits zu spät. Es gelang nicht einmal

mehr, das Tor zu schließen. Schon hatte sich die Vorhut des Tores bemächtigt, und schon drangen die Empörer ein. Ein Blick durch das Fenster hatte die Ratmannen belehrt, daß es um ihr Leben geschehen sei, wenn nicht ein Wunder sie rette. Voll Todesangst drängten sie alle nach der Geheimtreppe, die nach der Ratskapelle führte. Die Treppe war schmal, und als die letzten hinaufschlüpften, folgten ihnen bereits die ersten Verfolger auf dem Fuße. Es glückte zwar, die schwere Holztür zuzuschlagen und zu schließen, doch schon in der nächsten Minute erdröhnten die Axthiebe und nach kurzer Zeit gab die Türe den Schlägen nach. Durch die unselige Flucht nach der Ratskapelle, dem heutigen Fürstensaale, und durch das Abschließen der Tür, waren die zornentbrannten Zünftler zur Wut gereizt worden, und jetzt nahm das blutige Verhängnis seinen Gang. Die Ratmannen suchten zu entfliehen; sie stürzten durch das Vorzimmer hinaus in die Halle; einige fielen dort den Stürmern in die Hände, während andere die Treppe erreichten und voll wahnsinniger Angst hinaufrannten. Auch sie wurden eingefangen. Einem, dem Konsul Mogerlin, gelang es, die Turmtreppe zu erreichen. Er eilte bis zur höchsten Höhe hinauf, fand einen Schlupfwinkel im Sparrenwerk, und er glaubte sich dort oben gerettet: doch sein Gevatter, der Schuster Georg Rodeburg, hatte den Flüchtling bemerkt und war ihm nachgeeilt. Er machte ihn ausfindig und zerrte ihn hervor. Mit seinen derben Schusterfäusten ergriff er den schwächlichen Herrn Gevatter und stürzte ihn, so inständig und flehentlich dieser auch bat, zum Turmfenster hinaus. Eine untenstehende Rotte fing ihn mit Spießen auf.

Inzwischen ging im ganzen Ratsgebäude eine tolle Zerstörerwirtschaft vor sich. Tische, Stühle, Bänke und Aktenschränke wurden zerschlagen, die Akten fortgeschleudert, zerrissen und zerstampft. Kostbare Truhen, in denen sich wertvolle Besitztümer der Stadt befanden, zerschellten unter den Hieben der Axte und der Inhalt wurde geraubt. Das Tor des Stadtgefängnisses und alle Kerkertüren wurden gesprengt und die Gefangenen — Übeltäter, Verdächtige und säumige Schuldner — erhielten die Freiheit. Ein Kretschmer läutete die Sturmglocke, und die ärgsten Schreier verkündeten den Beginn einer neuen Regierung. Inzwischen wurden die eingefangenen Ratsmänner von der Menge geprügelt; dabei aber gelang es den meisten, sich durchzuwinden und in Sicherheit zu bringen. Viele entflohen aus der Stadt. Auf einmal hieß es: Über die Ratsmannen solle Gericht gehalten werden. Sogleich begann eine neue Jagd, bei der noch vier der Unglücklichen erwischt wurden. Der Bürgermeister Nikolaus Freyberg und die Schöffen Johann Sachse, Heinrich Smed und Johann Stille. Zu diesen vieren brachte man noch zwei Männer angeschleppt, den Kretschmer Nikolaus Feisterling und den Mälzer Nikolaus Neumarkt, die in früherer Zeit dem Rate als Konsule angehört hatten und jetzt ohne ersichtlche Ursache, wohl nur aus Neugierde, ins Gedränge geraten waren. Der rasende Pöbel stieß und schleifte

diese sechs Personen an die Staupsäule und verlangte unter gräßlichem Gebrüll und Gejohle, daß man ihnen die Köpfe abschlage. Wenige Minuten zuvor war aus einer Truhe ein kostbares Schwert entwendet worden, das Kaiser Karl IV. der Stadt geschenkt hatte. Ein Kerl ergriff dieses Schwert und spielte damit den Henker. Die sechs Männer wurden enthauptet.

Anderthalb Jahre vergingen, ohne daß ein ernstlicher Versuch gemacht wurde, die Mörder am Kragen zu packen. Die Zünfte erfreuten sich ihres Sieges, und sie empfanden es als eine große Genugtuung, daß sie endlich das Recht hatten, bei der Stadtverwaltung ein Hauptwort mitzusprechen. Lange genug waren sie von den Patriziern geknechtet worden; nun endlich konnten sie selbst einmal die Herren spielen. König Wenzel hatte sich anfänglich zwar sehr aufgebracht gezeigt und auch Miene gemacht, die hingerichteten Breslauer Stadtväter zu rächen, war jedoch bald anderen Sinnes geworden, da er ohnedies aus den Aufregungen nicht herauskam und viel mit der Hilfe der Breslauer zu rechnen hatte. In seiner Sucht, sich die regierenden Männer in Breslau zu guten Freunden zu machen, hatte er allen, die etwa schuldig sein sollten, vollständige Amnestie erteilt.

König Wenzel trat vom Schauplatz, und König Sigismund übernahm das erledigte Zepter. Er war mit der Amnestie nicht einverstanden gewesen und erklärte sie als null und nichtig. Als er 1420, einige Tage nach Neujahr, nach Breslau kam, war ihm schon das Gerücht vorausgeeilt, daß er an den Verschwörern blutige Rache nehmen wolle.

Kaum war Sigismund in Breslau angekommen, so wurden alle die Personen, die in dem Rufe standen, an der Verschwörung oder an der Blutarbeit teilgenommen zu haben, durch Trabanten des Königs festgenommen und eingesperrt. — Die Flüchtlinge wurden in der üblichen Weise durch öffentliche Bekanntmachungen zu einem Termin geladen, unter der Androhung, daß im Falle ihres Ausbleibens die Acht über sie verhängt werde. Sigismund setzte einen großen Gerichtshof zusammen, der aus den Mitgliedern des Rates, aus Schöffen, Kaufleuten und Geschworenen, sowie aus den Ratsmännern der Städte Schweidnitz, Striegau, Jauer, Hirschberg, Bunzlau, Löwenberg, Neumarkt und Namslau bestand.

Das Gericht ging gründlich zu Werke. Gegen die meisten der Angeklagten wurde auf Todesstrafe erkannt; doch bei einigen dieser Verurteilten, die nur wenig belastet waren, sprachen die Richter beim Verurteilen den Wunsch aus, daß der König sie begnadige. Auch gegen die Nichtanwesenden lautete das Urteil auf Todesstrafe. Ihr ganzes Besitztum wurde dem König zugesprochen, und das Urteil forderte ihn auf, daß er sie mit dem Leibe richte, wo immer er sie finde.

Mit der Herrschaft der Zünfte war es nun vorbei, und der König hinterließ eine Reihe von Verordnungen, durch die er einerseits die

Macht der Zünfte brechen und andererseits bewirken wollte, daß sie für alle Zeiten gewarnt sein sollten. So verfügte er beispielsweise, daß kein Fleischer mehr im Innern der Stadt wohnen dürfe. Die Fleischer mußten sämtlich die Stadt verlassen und sich außerhalb des Stadtgrabens ansiedeln.

Franz Rendberg
(„Wir Schlesier")

Eine Morgensprache 1506

Durch die bunten Scheiben des gotischen Fensters der Kürschner-Zunftstube scheint die helle Morgensonne auf eine kunstvoll geschnitzte, 2 Ellen lange Eichentruhe, die Lade des ehrsamen Kürschnermittels. Der lange Zechtisch in der Mitte des geräumigen Zimmers sowie die 24 eichenen Stühle stammen wie die Lade aus dem 13. Jahrhundert, da sich allgemein die Meister gleicher Berufsarten zum Schutze des Handwerks gegen Pfuscher und gegen die vornehmen Geschlechter der Städte zu Einigungen, Innungen, zusammenschlossen. Eine an der Wand hängende grüne Fahne mit dem Bilde des Löwen als dem Wahrzeichen der Innung erinnert an manchen heißen Strauß, in dem die Innung, geführt von ihrem Altmeister, ihre heimatlichen Mauern gegen anstürmende Feinde verteidigte. Armbrüste, Spieße, Sturmhauben, Musketen und Musketentaschen zeugen ebenso wie Feuereimer und Handspritzen von dem bürgerlichen Gemeinsinn, den die Innung oft genug mit der Tat bewiesen hat. Eine in der Ecke stehende Bahre nebst zwei Leichentüchern erzählt von manchem letzten Geleit, das die Innung ihren Mitgliedern gegeben hat, waren doch stets vier Meister und zwei Gesellen verpflichtet, einen verstorbenen Bruder zur letzten Ruhe zu tragen und waren doch alle Mitglieder bei einer Strafe von vier Groschen verpflichtet, an der Beerdigung eines Innungsmitgliedes teilzunehmen. Eine schlichte Bank an der Wand, die Lehrbank, ist der Platz für aufzunehmende Lehrknechte. Drei zinnerne Kannen und 24 Steinkrüge, die Wandgesimse zierend, verraten, daß die Werkbrüder auch fröhliche Feste zu feiern verstehen,

Neun Uhr morgens ist es, da überschreitet Zechmeister Gerlach, begleitet von den Zechältesten Haenisch und Kopke, gefolgt von siebzehn Meistern, die Schwelle der Zunftstube; Gerlach ist mit dem Schwert umgürtet, alle übrigen sind unbewaffnet. Jeder nimmt seinen gewohnten Platz am Tische, Gerlach am hohen Lehnstuhl, ein Ältester neben ihm rechts, einer links.

„Hochachtbare Meister, liebe und günstige Brüder, ist's am Tage, zu halten eine Morgensprache?" hebt Zechmeister Gerlach an. „Wie die Zunft es uns vorschreibt," lautet einstimmig die Antwort. „Was soll ich verbieten in dieser Morgensprache?" fragt Gerlach weiter. „Unfriede und Zank!" antworten alle. „So verbiete ich Unfrieden und Zank und gebiete, zu reden mit Bescheidenheit!" fährt Gerlach fort und, die Morgensprache eröffnend, schickt er sich an, die Lade

zu öffnen, nachdem er sein Schwert, eine Spanne lang aus der Scheide gezogen, vor sich auf den Tisch gelegt hat. Stehend und entblößten Hauptes sind die Werkbrüder Zeuge, wie der Altmeister die Lade öffnet und ihr das Zechbuch, das Siegel, sowie einen kunstvoll zinnernen Pokal entnimmt. Das alte Pestbuch, in dem die Opfer der letzten Pest verzeichnet sind, erledigte Gesellen- und Meisterbriefe, und andere alte Urkunden läßt der Altmeister unberührt in der Lade liegen.

Nachdem die Brüder wieder auf ihren Stühlen Platz genommen haben, spricht der Zechmeister mit wohltönender Stimme: „Günstige Werkbrüder, die Morgensprache gebietet die Meisterbeförderung unseres Werkbruders Christoph Janske. Seid ihr gewillt, seine Beförderung zu prüfen?“ „Wir wollen es,“ lautet die Antwort aus dem Munde der Brüder. „Ist er ehrlicher Geburt?“ fragt der Älteste Haenisch, worauf der Zechmeister die Auskunft gibt: „Janske ist weder eines Abdeckers, noch eines Totengräbers, noch eines Stadtknechtes, noch eines Gassenkehrers, noch eines Baders, noch eines Stadtpfeifers, sondern eines ehrsamen Kürschnermeisters Sohn.“ „Wie lange lernte er?“ fragt Meister Kopke, Zechältester. „Vier Jahre den Innungsartikeln gemäß bei einem ehrbaren Meister,“ erwidert der Altmeister und fährt fort, indem er Janskens Lehrbrief vorzeigt: „6 Groschen zahlte er für diesen Lehrbrief und 30 Groschen legte er bei seinem Antritt in die Lade. Nach bestandener Gesellenprüfung erhielt er diesen Gesellenbrief, den ich vorlese: Anno 1500 am 30. Jenner hat vor einem ganzen Handwerk gestanden der ehrbare Meister Valentin Deutsch, der Zechen Mitkonsort, und hat seinen Lehrknecht Christoph Janske nach ausgestandenen vier Jahren quitt, frei und losgesprochen und ist in das Zechbuch verzeichnet worden.“ „Und ist der Geselle gewandert?“ fragen die Werkbrüder. Der Zechmeister berichtet: „Vier Jahre war Janske auf Wanderschaft und hat gearbeitet bei ehrbaren Meistern in deutschen Landen, in Braunschweig, Hannover, in Leipzig und verschiedenen Städten,“ „Hielt er Zucht und gute Sitte?“ fragen die Brüder. „Wie die Gesellenbrüderschaft vorschreibt, hat er ehrbare Sitte allzeit fein gepflegt. Jeglicher Schimpfnamen enthielt er sich. Über Nacht blieb er nie aus. Vor 2 Uhr Montags ging er niemals in eine Herberge. Mit unzüchtigen Weibspersonen hat er nie getanzt. Seinen kranken Mitgesellen hat er getreulich gepflegt. Sonntags ging er stets zur Kirche. In den Klingelbeutel hat er stets seinen Heller eingelegt. Alles das bezeugen ehrsame Meister in vorliegenden Briefen.“ „Wie lange ist Werkbruder Janske am hiesigen Orte?“, fragen die Meister. Bruder Hempe erhebt sich und bezeugt: „Seit sechs Jahren arbeitet Janske als Geselle bei mir auf der Kürschnerstraße; ich verbürge mich, er ist fleißig und treu.“ „Bruder Hempe, wie arbeitet der Geselle? Wollt Ihr uns hierüber Auskunft erteilen?“, fragen die Meister. „Das Meisterstück, das ihm die ehrbare Zunft bewilligte, da er vor einem Jahre sein Be-

gehren des Meisterrechts anmeldete, da er mutete," erwiderte Hempe, „liegt vor, mögt ihr selbst euer Urteil abgeben!" Der Altmeister legt das dreifache Meisterstück vor, ein Kaninchenpelzstück, einen Leibpelz und einen Kinderpelz, und die Brüder prüfen die Stücke mit Sorgfalt. Das Pelzstück besteht aus 200 selbstverarbeiteten Kaninchenfellen. Die Werkbrüder stellen die Länge von 200 Ellen und die Breite von 4 Bälgen fest, wie die Zunft vorschreibt. Auch die Verbrämung mit Hasenfellen entspricht den gestellten Anforderungen. Im Leibpelz sind drei große Lammfelle, im Kinderpelz zwei Ziegenfelle gut verarbeitet. Alle Meister sind des Lobes voll ob der sauberen Arbeit, und als der Zechmeister fragt: „Vergönnt ihr dem Werkbruder Janske den Eintritt in unsere Zeche?" rufen alle freudig: „Wir vergönnen's!" „So ruft ihn herein!" gebietet der Zechmeister, und Janske tritt, sich tief verneigend, herein. Alle Brüder haben sich von ihren Sitzen erhoben, und der Zechmeister spricht feierlich: „Werkbruder Christoph, die ehrbare Zunft befördert Euch zum Meister. Wie als Lehrknecht und Gesell mögt Ihr Zucht und Sitte und Ordnung und Fleiß als Meister nun hegen und halten zur Ehre des achtbaren Handwerks, zum Wohle der Stadt und zur Gunst unsrer Bürger. Gott segne das ehrbare Handwerk! Gelobt Ihr als Meister die Ehre der Zeche zu halten getreu den Artikeln?" „Ja, ich gelobe es im Namen Gottes!" schwört Janske. Während der Zechmeister durch Handschlag den Meister Janske als Jüngsten in die Zeche aufnimmt und alle Brüder den Beförderten herzlich begrüßen, hat Zechältester Haenisch den Meisterbrief ausgefertigt und Ältester Kopke die Beförderung fein säuberlich in das Zechbuch eingetragen. Nachdem alle Anwesenden die Unterschrift geleistet haben und nachdem der Zechälteste das Siegel unter den Brief gesetzt hat, überreicht Gerlach dem jungen Meister den also lautenden Meisterbrief: „Anno 1506 den 26. Hornung hat vor einem ganzen Handwerk gestanden der ehrbare Geselle, namens Christoph Janske, und hat eingeworben und Meisterrecht gewonnen und hat seine Geburts- und Lehrbriefe eingelegt und sich also mit den Meistern wegen des Meisteressens verglichen und ist ins Register verzeichnet worden." Meister Janske zahlt vier Gulden Meistergeld in die Lade, verpflichtet sich zur Lieferung eines Meisteressens und stiftet für die Innung vorschriftsmäßig eine Muskete, ein Seitengewehr und eine Sturmhaube. Der zinnerne Pokal füllt sich mit Wein, der Zechmeister trinkt dem Jüngsten zu: „Mit Gunst, Meister Christoph, Eurem Wohl und dem ehrbaren Handwerk!" leert ihn halb, und Meister Christoph leert ihn dankend bis zum Grunde. Dann kreist der Becher von Mund zu Munde.

Die Lade wird geschlossen, alle Brüder haben sich von den Plätzen erhoben, und der Zechmeister spricht würdig: „Hochachtbare Meister, günstige und liebe Werkbrüder, habt Dank für die Eintracht! Wir hegten die Morgensprache zum Heile der Zunft. Ich schließe die Lade, unsre Zunft bleibt in Ehren!" Die Brüder gehen,

der Zechmeister, mit dem Schwert umgürtet, geht in Begleitung der Ältesten als letzter, und die warme Mittagsonne bestrahlt noch die ehernen Griffe der Lade.

Hermann Joachim

(Aus „Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz")

Fahrende Schüler

Da wir gen Breslau in Schlesien kamen, da war alles in Fülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zum ersten im Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dahin. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren, eine jegliche eine besondere Schule. Es durfte kein Schüler in des andern Pfarre singen gehn oder sie schrien: „ad idem! ad idem!" So liefen dann die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind auf einmal in der Stadt, wie man sagt, etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle von Almosen ernährten. Man sagt auch, daß etliche 20, 30 Jahr und mehr da wären gewesen, die ihre Schützen hatten, die ihnen aufwarteten. Man gab uns auch recht gern, darum, daß ich klein war und ein Schweizer.

Ich blieb also eine Zeitlang da, ward eines Winters dreimal krank, daß man mich mußt ins Spital führen. Die Schüler haben ein besonderes Spital und einen eigenen Doktor, da gibt man auf dem Rathaus für einen auf eine Woche 16 Heller, dafür erhält man einen gar wohl; sie haben Wartung, gute Betten, aber große Läuse darin, daß ich viel lieber in der Stube, wie mancher mehr, auf dem Erdboden lag denn in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läuse, daß es nicht zu glauben ist. Ich hätte schier so oft, als man wollte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Ich bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das dort vorbeifließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, an eine Staude gehenkt, getrocknet, dazwischen den Rock gelaust, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, zugedeckt mit Erde und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf der Erde in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren. Den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer in den Herrengassen vor die Häuser am Samstag spreitet, das trugen etliche an einem Örtlein zusammen auf dem Kirchhof, lagen darin, wie die Säck in der Spreu. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn es Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht responsoria und andere Lieder mit dem Subkantor.

Zuweilen gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, um Bier zu heischen. Da gaben uns die trunkenen Po-

lacken-Bauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll bin worden, daß ich nicht habe wieder zu der Schule können kommen. Summa: Da war Nahrung genug, aber man studierte nicht viel.

In der Schule zu St. Elisabeth lasen immer gleichzeitig in einer Stube neun Bakkalaurien. Wurde doch Griechisch noch nirgends im Lande gelehrt, desgleichen hatte niemand noch gedruckte Bücher, allein der Lehrer hatte ein gedrucktes, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim hatten zu tragen, wenn sie hinwegzogen.

Aus der „Lebensbeschreibung des Rektors Thomas Platter" (1499—1582)
bearbeitet von Heinrich Boos

Was ein schlesischer Edelmann aus seiner Jugendzeit erzählt

Anno 1552 bin ich Hans von Schweinichen auf dem Schloß Gröditzberg geboren und acht Tage darauf getauft. Der Name Hans wurde mir gegeben, weil ich bald nach Johannis geboren bin. Nachdem 1558 Herzog Heinrich von Schlesien zu Liegnitz und Brieg seine mündigen Jahre erreicht hatte, zog mein Vater Jörg Schweinichen auf sein Gut nach Mertschütz und diente Ihrer fürstl. Gnaden als bestallter Rat von Haus, das aber mehr umsonst als um Besoldung. In meinem neunten Lebensjahr mußte ich zum Dorfschreiber und 2 Jahre lesen und schreiben lernen. Wie ich einst nach der Schule die Gänse hütete, sperre ich allen, damit sie nicht fortlaufen, die Schnäbel mit Stäbchen auf. Sie wären aber bald verdurstet, und ich bekam von der Mutter ein paar derbe Schläge. Von nun an hatte ich das Amt, auf den Ställen und in den Scheuern Eier zusammen zu suchen; wenn ich der Frau Mutter ein Schock brachte, gab sie mir 6 Heller dafür, und ich kaufte mir Glasküglein und Schnellküllen. Eine böse Krankheit habe ich in diesem Jahre ausgestanden, daß auch allbreits Vater, Mutter und Geschwister von mir weggegangen sind, in der Meinung, daß ich tot wäre. Nach solcher Krankheit bin ich wieder zur Schule gehalten worden. Ich lernte nun ein wenig lesen, daß ich stammeln konnte und auch schreiben nicht mehr, wie Krähenfüße machen. Anno 1562 bin ich nach Liegnitz gegeben worden. Mein Vater gab mir zum Bücherkaufen und Zehrung 32 Weißgroschen, daß ich mit dem jungen Herzog Friedrich dem Vierten studieren sollte, welchem damals ein Präzeptor gehalten wurde. Ich mußte dem alten Herzog Friedrich III. im Zimmer aufwarten und leisten, was Jungen zustehet. Ich hatte auch Ihro fürstliche Gnaden (IFG.) Rappiere, welche sie „meine Jungfer Käthe" geheißen haben, im Befehlich. Und wennn IFG. sagten: „Puff! Daß dich Potzmarter! gib mir meine Jungfer Käthe her, ich will ein Tänzlein tun," so bekam ich anfangs, als es mir noch neu war, eine fürstliche Maulschell mit der Frage: „Wie gefällt dir die, war es nicht eine gute fürstliche Maulschell?" Da ich sie lobte, gab

mir IFG. einen Silbergroschen zu Semmeln; aber die Maulschelle war zünftiger als 20 Sgr. und sollte doch eine große Gnade sein, der aber ich lieber hätte entraten wollen. Ferner mußte ich auch IFG. Geschoß in Verwahrung haben, das ist die Blaseröhre nebst Kugeln und Bolzen, als auch die Vögel dazu; wenn nun geschossen ward, hatte ich einen Kreuzer von dem, welcher gewann und den Vogel runterschoß, welches mir manchen Tag 6 bis 7 Weißgroschen brachte. Dagegen mußte ich auch beim Schnitzer Vögel machen lassen und gab für einen 2 Heller. In kurzer Zeit forderte mich mein Vater aber wieder ab. Herzog Friedrich III. hatte ein Schmähgedicht gemacht, welches auf Herzog Heinrich, seinen Sohn, der ihn gefangen hielt, und den Hofprediger ging. Das Schmähgedicht mußte ich auf den Predigtstuhl in die Schloßkirche legen, wo es der Hofprediger statt des Evangeliums findet. Ich war bald verraten und meinem Vater alles berichtet. Nicht gern bin ich nun heimgezogen, da ich des Hofwesens gewahr worden und einen Anfang im Studieren gemacht hatte, so daß ich Lateinisch schreiben und lesen konnte und auch den Katechismus, das Rosarium und etliche Psalmen auswendig konnte. Meine liebe Frau Mutter hat mich nicht mehr wollen ziehen lassen, und ich bin wieder zum Dorfschreiber gegangen.

Da aber Anno 1563 mein Herr Vater mit Herzog Heinrich hat verreisen müssen und auch eine fürstliche Hochzeit in Liegnitz war, hat er mich mitgenommen. Herzog Heinrich zog 1564 mit 60 Roß und etlichen Wagen, darunter 6 Spießjungen, 3 kleine und 3 große, nach Anspach und Stuttgart. Ich war unter den kleinsten und des Reitens ungewohnt; ich habe mich letzlich zu meinem Vater in den Wagen setzen müssen. Ich habe auf gemeldeter Reise viel gesehen zu Dresden und anderen Orten, was ein anderer sobald nicht sehen wird.

Anno 1566 kam ich in die Schule zu Goldberg und habe fleißig lernen müssen; habe auch die Zeit über nicht einen einzigen Schilling erlangt, außer daß Magister Barth, welcher mich sonderlich in acht nahm, mich einmal mit einer Rute auf die Hände schmiß, weil ich nicht gelernt hatte und mir sagte: „Lernet ein andermal, oder ich werde Euch die Hosen herunterziehn!“ Weil aber in meinem Haupte das Hofwesen steckte, hatte ich mehr Lust zur Reiterei als zu den Büchern. Deswegen machte ich allerlei Anschläge wegzukommen, wurde aber von meinem Herrn Vater allzeit ermahnet, ich sollte Lust zum Studieren haben; falls ich sie nicht hätte, würden mir die Lehrer dieselbe mit guten Ruten kaufen. Letzlich aber wurde ich am Fieber krank und heimgeholt. Deswegen behielt mich der Vater daheim. Was ich in fünf Vierteljahren gelernt hatte, vergaß ich in 14 Tagen wieder.

Der Vater gab für mich ein Wochen-Kostgeld von 14 Weißgr., und es sollten mir täglich nicht mehr als für 6 Heller Bier bei Tisch gegeben werden. Aber ich hieb gleichwohl über die Schnur. Ich war in Barchent gekleidet worden, hatte ferner einen barchenen

Leib mit damaschken Ärmeln und einen Korduan-Koller, klein zerschnitten, auch Hosen mit braunem Zeug ausgezogen und einen alten kammelottnen Mantel mit Sammet gebrämt und ein Sammetbarett, das ich nur am Sonntag aufsetzte.

Als ich dann wieder daheim war, habe ich die Zeit mit Sperberreiten, Gänse- und Vogel-Stellwerk und Windreiten zugebracht und meinem Herrn Vater in der Wirtschaft aufgewartet und ihm alle Kopien seiner Schreiben gemacht. 1566 war der große Zug nach Ungarn. Wir hatten dadurch eine ziemliche Teuerung im Lande.

Um Martini 1567 hatte sich mein Vater von Herzog Heinrich bereden lassen, dem Herzog von Teschen als Obermarschall die ganze Hochzeit zu bestellen, da bin ich und mein Vetter als junge Aufschößling mit ihm geritten, jeder mit 2 Rossen. Alles ging durch des Vaters Bestellung, auch die Annehmung der Braut, wobei ihr bis in die 200 Roß entgegenritten. Der Brautvater hatte über 100 reisige Pferd wohlgeputzt. Herzog Heinrich hatte 150 reisige Roß, alle mit gelben Federn, war sonst auch mit Roß und Mann wohlgeputzet; die Hochzeit währte 8 Tage lang. Dem Vater aber gereute fast sein Lebtag die große Mühe auch Gefahr, denn 30 Tlr. Wegzehrung und ein Becherlein von 28 Tlr. Wert waren eine schmähliche Verehrung vom Fürsten. Mir ward ein Rosenobel vom Herzog auf den Arm gebunden, als große Gnade.

Daheim kaufte mir der Vater dieses Jahr mein erstes Schwert.

1569 in der Fastenzeit zog Herzog Heinrich auf einen Landtag zu Lublin. Er hoffte nach König Siegmunds Tode zum König in Polen gewählt zu werden. Darum hatte er sich auch stattlich ausgerüstet mit einem reisigen Zug, 80 Roß stark und viele Wagen, daß also IFG. über 150 Roß gehabt haben, daneben zur Wache 16 Trabanten mit Hellebarden und wohl geputzt. Ich war gekleidet in ein barchent Wams mit Sammet verbrämet; ein paar deutsch ausgezogene Hosen, die eine Hose gelb und die andere schwarz, mit ungefähr 16 Ellen Taffet durchzogen. Die Strümpfe waren von Bockfell, dazu hatte ich einen schwarzen Rock mit Falten. Die Spießjungen, darunter 3 kleine Jungen, hatten schwarze Sammetmützen mit goldenen Posamenten gebrämet und Sturmhauben. Ihre Roß waren mit gelben Federn und großen Federbüschen geschweift, so daß man die Jungen von vorn nicht sehr sehen konnte; und jeder hatte eine Panzerkette am Halse für 1000 ungarische Gulden, ferner einen silbernen Dolch und Schwert, und sie führten Schäftlein. Der König schickte dem Herzog 300 Pferde entgegen, und er wurde in die Stadt Lublin in 2 Häusern einlogieret, obzwar des Kaisers Maximilian Gesandte vor der Stadt lagen. Am 10. Tag mußte der Herzog mit Gefolge von 10 polnischen Herren geführt zu Roß nach der königlichen Burg reiten. Der König kam IFG. bis an die Stiegen entgegen aus seinem Zimmer; er trug einen Zobelpelz mit schwarzem Tuch und hatte eine große hohe Mütze von Marder auf.

Der Herzog hatte dem König auf einem Wagen zwei Löwen in einem hölzernen Gegitter mitgebracht und viele andere Kostbarkeiten, wie ein Kleinod mit einem weißen Adler, das auf 2000 Fl. geschätzt wurde, einen kristallenen Becher mit Diamanten und Smaragden in Gold besetzt, einen Säbel mit einer ganz silbernen und vergoldeten Scheide, mit Edelsteinen besetzt u. a. Das alles hatte ich mit dem Kammerjunker vor dem König zu halten, und der Kanzler hat die Schätze mit einer lateinischen Rede überantwortet. Der König ließ auf polnisch Antwort geben und die Geschenke durch schlechte Polaken von uns abnehmen. Wir glaubten, wohl jeder eine goldene Kette mit fortzunehmen, aber es bekam keiner etwas.

Nachdem der Herzog ein Bankett gegeben hatte für die polnischen Herren, wobei es königlich zuging, wurde er zwei Tage darauf auch zum Könige geladen. Aber nur er allein, und es wurde nicht sehr festlich aufgewartet. Die Reise hatte ihn über 24 000 Tlr. gekostet, er hatte sich beim Kaiser noch Ungnade verdient und in Lublin schlecht gelebt.

Als wir nach 11 Wochen heimkehrten, war meine Frau Mutter schon 8 Tage tot; das war meinem Vater und mir ein großer Schmerz; ich habe auch dies Jahr nicht allein mit Kleidern, sondern auch mit Herz und Gebärden ein christliches Trauern gehalten und mich auch, so viel wie möglich, nicht von Haus begeben. Ende des Jahres 1569 ist des Herzogs Schuldwesen aufgewacht, daß an allen Orten gemahnt wurde. Auch mein Vater hatte sich tief in Bürgenschaft für IFG. gelassen mit über 80 000 Tlrn., so daß er mich nach Bolkenhain ins Einlager schicken mußte vier Wochen lang.

Aus dem „Tagebuch des Junkers Hans von Schweinichen",
herausgegeben von Wilhelm Schremmer

1648

Was kostet unser Fried? O wie viel Zeit und Jahre!
Was kostet unser Fried? O wie viel graue Haare!
Was kostet unser Fried? O wie viel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried? O wie viel Tonnen Gut!
Ergetzt er auch dafür und lohnt so viel Veröden?
Ja wem? Frag Echo drum? Wem meint sie wohl? —
Den Schweden!

Ein Scheuland bist du jetzt, o liebes Deutschland worden,
durch Zorn, Neid, Krieg, Gewalt, durch Rauben und durch Morden.
Ein jeder scheut sich nun, in dich zu bauen ein,
weil mehr kein Mensch in dir, nur lauter Teufel sein.

* * *

Deutschland bei der alten Zeit
war ein Stand der Redlichkeit,
ist jetzt worden ein Gemach,
drinnen Lasten, Schand und Schmach,
was auch sonsten aus man fegt,
andre Völker abgelegt.

* * *

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei;
soll's nun sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäme dich doch dieser schnöden Kriecherei!

* * *

Wer nicht französisch kann, ist kein gerühmter Mann.

Friedrich on Logau (1604—1655)

Hexenwahn

Draußen in der letzten Gasse eines Waldstädtchens im Neisser Lande war's. Der Sonnenwind strich durch die Wipfel, und eine Fichte wiegte versonnen ihr Haupt über dem alten Häuschen, das seinen dürftigen Schatten eben in dem Bache badete, wo die Forellen wie bunte Steine über dem Grunde standen.

Da schossen die Fische davon. Schritte erklangen, Männer mit Stricken und einer Tragbahre kamen — der Gerichtsvogt und seine Häscher. Weiber und Kinder trollten in scheuer Neugier hinterdrein.

Die Männer drangen in das Haus am Bache, und drinnen erhob sich Jammerlaut.

Die Fichte neben dem Hause rauschte stärker. „Das Menschenvolk!" sprach sie zur Sonne, die in das Waldtal schaute, „kaum ein paar Jahresringe habe ich angesetzt, seit die Schwedenrosse aus den Bächen tranken! Kaum leuchtet hie und da wieder einmal ein Stück Leinwand von den Bleichen — da beginnt der Jammer von neuem! Kann denn dies Volk nicht ohne Jammer sein?"

„Jammer und Wahn . . .", erwiderte die Sonne, „unten sind sie zu Hause. Wenn du sähest, was ich sehe! Aber Geduld — einmal wird auch bei euch unten alles anders sein!"

* * *

Unter der Fichte standen die Frauen und Kinder und sprachen von der Ursel, der „Hexe", die in dem Hause wohnte.

Einer der Frauen war kürzlich ihre einzige Ziege eingegangen. Sicherlich — die Ursel hatte das Tier behext! Einer anderen siechte ein Kind dahin. Die Ursel mußte ihm etwas angetan haben! Einer dritten trug der Acker gar kümmerlich. Aber sie vergaß, daß im Frühjahre die Holztauben Tag um Tag darauf gelegen hatten und behauptete, die Ursel habe über die Frucht einen bösen Wunsch gesprochen! So war noch manches Übel, daran die Alte schuld sein sollte.

„Ob die Ursel den Mannsleuten drinnen nicht schaden kann?" fragte leise ein Mädchen.

„Oh, beileibe nicht! Sie haben sich alle am Morgen mit dem heiligen Kreuz gesegnet. Wer das tut, über den haben die Hexen den ganzen Tag keine Macht."

Jetzt traten die Männer aus dem Hause. Auf der Tragbahre lag gefesselt und mit verbundenen Augen die wimmernde Alte.

Ängstlich bargen sich die Kinder hinter den Müttern. Ein paar Arme hoben sich drohend aus dem Weiberschwarm. Dann trugen die Männer die Ursel davon.

* * *

Der Ursel schwerster Tag war gekommen; sie stand vor den Hexenrichtern.

Ob sie ausgefahren sei gleich anderen Hexen, um mit dem Bösen an einem höllischen Orte zusammenzukommen, wurde sie gefragt. Und die geängstigte Alte schwur hoch und heilig, sie habe das niemals getan. Sie beteuerte auch ihre Unschuld noch, als ihr der Henker, um sie zu erschrecken, seine Folterwerkzeuge vorzeigen mußte.

Als sie aber auf den Stuhl mit den hundertfünfzig Nägeln geschraubt wurde, vergingen ihr vor Schmerz die Sinne.

„Seht ihr," raunten die Richter, „der Hexenschlaf! Der Böse steht ihr bei, damit sie den Schmerz nicht fühlt."

Nach einer Weile hatte man die Unglückliche durch Eingießen frischen Wassers wieder zu sich gebracht. Von neuem wurde sie befragt. Da gab das hoffnungslose Weib, um seine Qualen loszuwerden, zu, was man von ihm haben wollte.

Ja — sie habe die Taufe und die Dreifaltigkeit abgeschworen...

Ja — sie sei mit anderen bei dem Bösen zusammengekommen ... auf einem Besen sei sie ausgeritten ...

Ja — sie habe dem Bösen gelobt, Menschen und Vieh, Feld- und Gartenfrüchte und alles, was Gott lieb ist, zu verfolgen und zu verderben ...

Ja — sie habe auch Mitschuldige ... habe auch andere verführt ... und nannte, als die Richter Namen verlangten, Namen, wie sie ihr in ihrem Schmerz gerade einfielen, sagte von Leuten, über die man sie befragte, sie wußte nicht was, und ein hundertjähriges Mütterchen draußen in der Stadt, eine junge Fleischersfrau, ein angesehener Garnhändler, ein alter Züchnermeister und viele andere ahnten in dieser Stunde nicht, daß auch ihr Schicksal durch die Aussagen der unglücklichen Alten schon besiegelt war.

Über Ursel wurde das Urteil gesprochen. — Sie sollte dem Schwerte verfallen und danach verbrannt werden.

Was das Waldstädtchen sah, geschah auch anderwärts.

Wie allenthalben draußen im Reiche und in anderen Ländern, herrschte auch in Schlesien jahrhundertelang, am schlimmsten aber in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege der Wahn, daß es Menschen gebe, denen der Böse zum Unheil für andere überirdische Macht verliehen habe.

Männer, Frauen und selbst Kinder, Arme und Reiche, Hohe

und Niedere wurden um dieses Aberglaubens willen schuldlos gefoltert und als „Hexen" verbrannt, so im Fürstentum Neisse im Jahre 1651 allein gegen zweihundert Personen.

Mit Recht sagte ein einsichtiger Pfarrer, der nach jener traurigen Zeit die Pfarrei Neisse erhielt: „Ich glaube, wenn die Richter auf die Folter gelegt worden wären, auch sie würden bekannt haben, daß sie Hexen seien, geschweige denn schwache Weiblein."

Erst als wieder ein Jahrhundert Sonnenlicht über die Menschen niedergegangen war, hörten die Hexenprozesse auf. Doch noch 1740 wurde zu Steinau eine Frau als Hexe angeklagt, aber freigesprochen.

Wenn aber die Sonne noch ein paar Jahrtausende lang Wärme und Licht in die Menschenherzen ausgeströmt haben wird, ob dann aller Wahn ein Ende haben wird? . . .

Vielleicht doch!

Richard Müller
(„Was die Heimat sah")

Verordnung des fürstlichen Hofrichteramts in Neisse

12. Mai 1669

Bei dem fürstbischöflichen Karlaugute müssen die Gemeinden Rückerswalde, Neunz, Kaundorff und Wirschke den Acker über Winter und Sommer zurichten, auch den Dünger hinaußführen, welchen aber die Gertner breitten, vnd werden jedem des Tages 6 Kreutzer angeschnitten. — Das Heu zu machen hat jede Gemeine, Pauern vnd Gertner, ihre angewiesenen Wiesen; wird jedem des Tages ein Lab Brodt (vom Scheffel 60 gebacken) vnd zusamben ½ Achtel Bier gegeben. — Das Grummet zu machen, hauen, rechen vnd bringen selbes ein, Pauern vnd Gertner; hiervor wirdt nichts gegeben. — Ferner in der Ernte kommen von obgemeldeten Dorffschaften Pauern, Gertner, Häußler vnd Haußgenossen, schneiden das Getreide ab, binden auff vnd führen es ein zusamben; wirdt der Person des Tages, wie obgemeldt, ein Lab Brodt vnd ein Quart Bier gegeben. Den Gertnern, Häußlern vnd Haußgenossen aber wirdt, wie bey andrer Arbeith des Tages 6 Kreutzer angeschnitten. Doch ist schuldig ein Gertner 25, ein Häußler 18, vndt ein Haußgenosse (Inlieger) 16 Tage jährlich vmbsonst zu laisten. — Wan bey diesem Vorwergk etwas gebaut wirdt, müssen gesambte Dorffschaften nebst dem jährlichen Brennholz auch das Bauholtz zuführen. Die Gertner dreschen umb den 16. Scheffel.

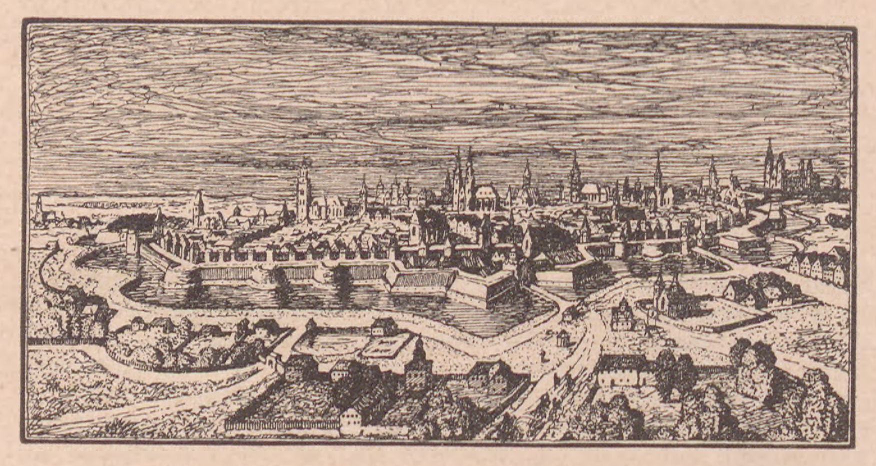
August Müller
(„Geschichte des Dorfes Neunz, Kr. Neisse"

Breslau im siebzehnten Jahrhundert

Der Edle, gestrenge vnd Hochweise Rath bestet in 24 personen vnd werden auch ledige, doch manbahre vnd wohl meritierte (verdienstvolle) personen in rath genohmen. Item es seindt von der fleischer-, beckher- vnd Duchmacher-zunft, von jeter ein person im rath, die ibrigen Zünften sohlen dise Ehr verscherzt haben. Die

Herren des raths fuehren sich meistens in einer karuz mit 2 schönen gleichfärbigen pferden, mit trabanten oder dienern neben der karuzen auf das rathhaus.

Hat der Magistrat der Stadtgemeinde etwas mitzuteilen, so wird dem Büttel die Bekanntmachung schriftlich übergeben. Dieser setzt sich nun auf ein Pferd, ein paar Buben in Mänteln laufen vor ihm her auf die Scheidewege und Kreuzgassen und rufen dreimal, damit unterdes, bis der Reiter ankommt, das Volk sich sammle. Wenn er erscheint, so liest er die Bekanntmachung vor, reitet sodann auf einen andern Kreuzweg und so weiter, bis er die ganze Stadt herum ist.



Hugo Bantau

Das Bier ist zweierlei: Scheps von Weizen, dick und schwarz gebraut, und Weißbier von Gerste. Es ist wohlfeil. Kein Kretschmer oder Wirt darf zwei Tage nacheinander ausschenken. Wenn er heute die Wirtschaft betrieben hat, muß er morgen feiern und alles im Hause und die Trinkgeschirre säubern; alsdann kann er am folgenden Tage wieder ausschenken. Faßweise darf er aber das Bier alle Tage abgeben.

Bei den Fleischhauern unterscheidet man die Großbänker, die Kleinbänker und die Geißler; die Mitglieder jeder Gruppe wohnen beieinander. Die Geißler werden von den andern nicht für ehrlich gehalten; sie dürfen auch nur Sonnabend ihre Waren feilbieten. Wie man mir erzählt hat, geschieht dies aus einer besonderen Ursache. Unter den Fleischhauern bestand jährlich der Brauch, daß eine Partei um die andere einen Bären mästete, hernach mit stark-gefütterten Ochsen und Hunden hetzte und ihn, wenn er müde war, abstach und schlachtete. Das war für die große Menge Volks, die dazu kam, gar lustig anzusehen. Da ist es bei den Geißlern einmal vorgekommen, daß der Bär in seiner Gereiztheit sich los-gerissen und unter den Zuschauern großes Unglück angerichtet hat.

Deshalb wurden die Geißler gescholten, durften keinen Bären mehr hetzen und mußten viele Schmähworte auf sich nehmen und leiden. Wenn sie schlachten, müssen sie das Fleisch in gleich große Stücke hauen und alles auf die Bank legen; da kann der Allergeringste für billiges Geld das beste Stück Fleisch kaufen.

Beim Rathaus ist ein besonderer Kälbermarkt. Während der Marktzeit wird beim Befehlshaber ein Strohhut als Zeichen herausgesteckt. Solange dieses Zeichen zu sehen ist, darf kein Fleischer ein Kalb kaufen, sondern die Bürger haben den Vorzug. Wenn das Zeichen eingezogen wird, dürfen neben den Bürgern auch die Metzger kaufen. Das Fleisch wird nicht nach dem Gewicht oder Pfund, sondern schätzungsweise von der Hand an die Käufer abgegeben.

Auf der Oder kann man mit wohlbeladenen Schiffen fahren, was für die Stadt von großem Nutzen ist. An der Ohle ist in der Stadt nur eine Mühle, die man „Sieben Raden“ nennt; aber hart vor der Stadt, an der Oder, liegen allerhand Mühlen, als Frucht-, Schleif-, Papier-, Walk-, Loh- und Poliermühlen, die so gelegen sind, daß sie ein Feind schwerlich nehmen kann.

Die Stadt hat acht Tore, welche von Soldaten und Bürgern wohl besetzt und bewacht werden. Die Schlüssel zu diesen Toren liegen auf dem Rathause in des Befehlshabers Obhut. Die Beeidigten, welche die Tore auf- und zuschließen, nennt man Zirkler. Sie tragen auf der Schulter ein kurzes Gewehr und unter dem Mantel die Schlüssel zum Auf- und Zuschließen. Zur Begleitung wird noch einer mit Degen und kurzem Gewehr, wie auch ein Soldat mit geladenem Gewehr und brennender Lunte mitgegeben. Wenn die Tore zugeschlossen sind, werden die Schlüssel zur Verwahrung von allen Torstehern, deren es sechs oder acht gibt und die mit kurzem Gewehr bewaffnet sind, auf das Rathaus begleitet.

Zum Schluß muß ich noch den großen Keller unter dem Rathause erwähnen. In diesem wird verschiedenes fremdes Bier durch obrigkeitliche Verordnung ausgeschenkt. Es kann in diesem Keller eine ziemliche Menge Volk sitzen. Alles Bier wird in schön geformten alten Gläsern, die man Igel nennt, den Gästen gereicht. Man fragt einen jeden vorher, was für Bier er haben will, und das muß er stracks bezahlen; denn das Aufborgnehmen ist in dieser Stadt nicht sonderlich im Brauch, obwohl sich auch hier wie überall einige Schuldenmacher finden. Dieser Keller wird der Schweinische genannt. Wenn ein Gast einen Igel oder ein Glas zerbricht, so wird ihm mit einem Klöppel, der im Keller hängt, so lange geläutet, bis er den Schaden doppelt bezahlt hat. Wenn nun die Kinder oder Lehrjungen oder Mädchen, die stets Bier holen, dieses Glöckel hören, so spotten sie und rufen überlaut: „Du Lümmel, du Lümmel, du Lümmel!“ weil das Geläut beinahe in solcher Form widerhallt, und so hat einer den Spott noch zum Schaden.

Franz Ferdinand Ertinger 1694, Bearbeitung vom 2. Abschnitt an von R. Urbanek
(„Der ungarische Simplizissimus“)

Oberschlesien vor 300 Jahren

.... Nachdem ich über Mähren hinausgekommen war und den oberschlesischen Boden betreten hatte, da glaubte ich mich außerhalb aller menschlichen Kultur zu befinden. Denn alles erschien mir hier neu und ungewöhnlich, aber nach sarmatischer Weise schmutzig, unflätig, barbarisch. Die Zimmer voll Rauch und Gestank, die Wohnstätten für Mensch und Vieh gemeinsam, die Speisen unappetitlich, das Bier ganz schlecht; die Art des Umganges rauh und ungebildet, die Sprache zischend und durch die Zusammenhäufung der Konsonanten für die Ohren von Ausländern unangenehm. Die öffentlichen Straßen waren durch Holpern und Löcher unwegsam, Brücken über die Gewässer waren entweder gar nicht vorhanden oder so schlecht gebaut, daß man sie nur mit Zittern und Zagen überschreiten kann; die Wälder zusammenhängend und dicht, prächtig geeignet für Räuber und Diebesgesindel. Was soll ich von der Bauart der Häuser in den Städten und Dörfern sagen, was von der Unreinlichkeit der Straßen? Das habe ich wirklich eingesehen, daß die Polen nicht umsonst eiserne Sohlen unter den Füßen tragen; denn ohne diese würden sie in dem unergründlichen Kote leicht stecken bleiben.

Aus einem in lateinischer Sprache abgefaßten Briefe des päpstlichen Legaten Lukas Holstenius vom Jahre 1630. („Oberschlesien ein Land deutscher Kultur")

Wie unsere Altvordern rechneten

(1740)

1 Rute = 7 ½ Ellen.
1 Kette = 5 Ruten = 37 ½ Ellen.
1 Gewende = 10 Ketten = 50 Ruten = 375 Ellen.
1 Meile = 30 Gewende = 300 Ketten = 1500 Ruten = 11 250 Ellen.
1 Rute = 7 ½ Ellen lang und 5 Ellen breit.
1 Morgen = 225 Ellen lang und 75 Ellen breit.
1 Morgen = 12 Ketten lang und 1 Kette breit.
1 Hube = 30 Morgen.

1 Zentner = 5 ½ Stein = 132 Pfund.
1 Stein = 24 Pfund = 768 Lot.
1 Gewicht = 4 Pfund = 128 Lot.
1 Gewicht = 3 Pfund = 96 Lot.
1 Gewicht = 2 Pfund = 64 Lot.
1 Gewicht = 1 Pfund = 32 Lot.
1 Mark Silber = 16 Lot.
1 Lot = 4 Quintlein.
1 Quintlein = 4 Denargewichte.
1 Denargewicht = 2 Hellergewichte.

1 Mark = 32 Groschen. 1 Groschen = 12 Heller.



Hugo Bantau

Aus Schlesiens Geschichte
seit Friedrich dem Großen

Was der Landrat von Schweidnitz über eine Besichtigung Friedrichs des Großen erzählt

Die Sache verlief im ganzen, dank der fürtrefflichen Vorbereitungen Schlabrendorffs, gut. Er hat offenbar gute Beziehungen bis in die nächste Umgebung Seiner Majestät. Ich vermute, daß er auch den Kammerdiener des Königs an der Leine hat. Denn er war ganz genau über den Reiseweg des Königs unterrichtet. Der König kam nicht früher, als er angesagt war, auch keinen andern Weg, sondern über Reichenbach, ganz, wie wir ihn erwartet hatten. Und Schlabrendorff hatte an die Landräte, Bürgermeister und Gemeindevorsteher aller Kreise, Städte und Dörfer, die auf dem Reisewege liegen, eine ganz fürtreffliche Anweisung ergehen lassen. Es ist darin geboten, die Häuser an den Straßen, durch die der König fahren wird, abzuputzen, den Schutt von den Straßen zu räumen, aber zum Teil erst dann, wenn der König kommt, auf daß er alles in voller Arbeit finde. Die Hunde sind einzusperren, die Fuhrleute sind anzuweisen, daß sie dem königlichen Wagen ordentlich ausweichen oder vor ihm Halt machen. Alle Blumengefäße, die nicht innerhalb eiserner Gitter stehen, sind von den Fenstern wegzunehmen. Etwaige Baugerüste sind genau zu prüfen, ob sie auch fest genug sind, auf daß sie nicht etwa in einer tückischen Laune des Zufalls gerade

Beltz' Bogenlesebuch ★ Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer u. Konrad Schwierskott

dann einstürzen, wenn Seine Majestät vorüberfahren, wie sich solches leider schon zugetragen hat. Die Laternen müssen des Abends sorgsam angesteckt werden, und die Polizeidiener sollen alle Bettler wegschaffen. Es ist für gutes Wasser und für gute Lebensmittel in den Tagen der Durchreise zu sorgen, auf daß der König, wenn's ihm in den Sinn kommt, plötzlich bei einem Bürger den Mittagstisch zu revidieren, er die Untertanen bei ausreichend guter Beköstigung findet. Die Gastwirte haben Namen und Charakter aller Durchreisenden sorgsam bei der Polizei zu melden, und diese hat dem König eine Liste dieser Personen vorzulegen. Vor allem aber teilte uns Schlabrendorff eine Anzahl von Fragen mit, die der König wahrscheinlich überall zu seiner Erkundigung stellen werde. Auf ihre genaue Beantwortung solle nun jeder Bürgermeister, Steuerrat und Gemeindevorsteher gerüstet sein.

Wir standen wie immer vor der Kommandantur aufgepflanzt, der gute Kommandant in begreiflicher Aufregung; denn er steht ja bei jeder Besichtigung auf der Klippe. Es waren diesmal auch eine Anzahl Grundbesitzer da. Im Kreise umher aber, wie alle die Jahre vorher, drückte sich die Volksmasse die Rippen ein und machte lange Hälse, um den König zu sehen. So standen wir alle, Beamte und Volk, in jener Spannung untertäniger und ehrfurchtsvoller Erwartung, die nicht geringer wird, je öfter sich das Schauspiel wiederholt, sondern sich von Jahr zu Jahr steigert. In dieser Stunde des Wartens wird mir's immer besonders bewußt, daß es um diesen Mann doch seine besondere Bewandtnis haben muß. Er ist doch eben, abgesehen von seinem Schlachtenruhm, nicht ein König, wie ihn die andern Völker auch haben, sondern eine Persönlichkeit, wie sie diese armselige Erde nur selten zu tragen bekommt, ein Genie von König, dessen Genius wir, die wir seine Zeitgenossen sind, gar nicht richtig einschätzen können. Dazu gehört wohl ein größerer Abstand, als wir ihn haben. Und von dieser Größe bekommt auch eine solche Menge, wie die jüngst vor der Schweidnitzer Kommandantur, eine Ahnung. Schon jetzt ist der Abstand so, daß manchem, den er anspricht, das Wort in der Kehle stecken bleibt. Auch der gute Bürgermeister war wieder in maßloser Aufregung, als der König dem Wagen entstieg, schnurstracks auf ihn zuschritt und ihn mit einem Schwall schneller Fragen überschüttete: Wieviel Einwohner die Festung nun zähle, wieviel Ausländer und Fabrikanten, wieviel wüste Stellen, Ziegel- und Schindeldächer vorhanden seien, wie es seit der letzten Besichtigung um die Brände gestanden, und was der Dinge mehr sind, die den König gerade diesmal allerorten beschäftigen. Natürlich hatte auch ich ihm ähnliche Fragen zu beantworten in bezug auf den Kreis. Und er war sehr erfreut, als ich ihm melden konnte, daß seit der letzten Besichtigung die Zahl der Ziegeldächer sich um fast hundert vermehrt habe. Bei der Tafel hatte ich den Vorzug, Majestät gegenüber zu sitzen. Sie waren außerordentlich aufgeräumt, und man spürte Ihr nicht an, daß Sie vom Morgengrauen an ge-

fahren waren und unterwegs so viel hundert Menschen angesprochen und hunderterlei Dinge geregelt hatten. Dabei sind Majestät wieder sehr leidend und trinken Aachener Brunnen. Er sprach sich bei der Tafel recht geheimnisvoll über allerhand Pläne aus, die zur wirtschaftlichen Hebung unserer Provinz verwirklicht werden sollen. Und dabei wandte er sich besonders an mich, „Ich habe mir mit Zufriedenheit berichten lassen," sagte er, „daß der Leinenhandel in Seinem Kreise in ständigem Wachsen ist. Werde mich gelegentlich auch durch den Augenschein vom Stande der Sache überzeugen und Ihm nächstens einen Fachmann schicken, der mit trefflichen Ratschlägen zur Hand gehen kann. Wirke er mir auf die Kaufleute ein, daß sie den gemachten Vorschlägen auch nachkommen."

Fedor Sommer
(„Unter dem Selbstherrscher")

Aus Verordnungen Friedrichs des Großen

Wir haben nicht mit geringer Verwunderung vernehmen müssen, daß, wie alle nützlichen Einrichtungen, also auch gegen die dem Landmann so vorteilhafte Anpflanzung der Kartoffeln an einigen Orten ein Vorurteil herrscht. Da wir nun aber, um des allgemeinen Besten willen, die nützliche Sache aller Widersprüche ohngeachtet allgemein gemacht wissen wollen, so befehlen wir hierdurch euch in Gnaden, die Verfügung zu treffen, daß an allen Orten, wo der Kartoffelbau gar nicht getrieben worden, aus andern Kreisen, wo solcher getrieben wird, so viel Kartoffeln angekauft werden, als dazu nötig sind, daß jeder Bauer wenigstens ein Viertel, auch jeder Gärtner, welcher Ackerland hat, zwei Metzen davon erhalten kann.

1764.

Übrigens müsset ihr es beim bloßen Bekanntmachen der Instruktion nicht bewenden, sondern durch die Landdragoner anfangs Mai revidieren lassen, ob auch Fleiß in der Anpflanzung gebrauchet werde.

5. 4. 1757.

Wir zweifeln nicht, es werde euch nicht unbekannt sein, daß aus den Kartoffeln eine sehr gute Stärke, die der von Weizen zubereiteten nichts nachgibt, verfertigt werden könne. Es wird euch anbefohlen, zu bemühen die Verfertigung von dergleichen Stärke aus Kartoffeln in dortiger Gegend, da die Leinwandsfabriken eine große Consumtion erfordern.

10. 12. 1765.

Ich habe euch in beikommendem Kasten 6 Pfund 4 Loth hiesigen Landflachses schicken wollen, in der Erwartung, daß ihr die Leinwandshändler und Fabrikanten im schlesischen Gebirge über dessen Güte und von welchen Nutzen dergleichen Flachs für die dortigen Webereien sein könne, ganz eigentlich vernehmet.

15. 7. 70.

Indessen halte ich Oberschlesien dergestalt bevölkert noch nicht, daß daselbst und besonders zwischen Oppeln und Ratibor nicht noch ganze Dörfer angeleget, und um das dortige gemeine Volk aus seiner bisherigen Dummheit und Blindheit zu ziehen, mit fremden mehr vernünftigen und gesitteten Kolonisten besetzt werden können.

24. 7. 1770.

Ich muß Euch sagen, daß ich während der Zeit, die Ich hier bin, mir Gedanken gemacht habe, was hin und wieder in Schlesien noch verbessert und zu mehrer Aufnahme des Landes geschehen und angeleget werden kann. Nämlich

1. glaube Ich, ein Vorteil vors Land zu sein, wenn jenseits der Oder bey Öls, Brieg und in der Gegend herum, mehr Maulbeerbäume gezogen werden, um den Seidenbau zu vermehren; denn wenn die Provinz 10/m-Pfund Seide des Jahres bauet, so hat sie davon 50/m-Thlr. Gewinst.

2. Es ist auch gut, wenn die Leute hier mehr Fleiß auf die Bienenzucht wenden; denn es kommt sehr viel Wachs aus Polen ins Land. Das Geld dafür können die hiesigen Leute größtenteils selbst verdienen;

3. halte ich dafür, daß die Fabrik in Grünberg noch sehr zu verstärken, und daß füglich 40 bis 50 Stühle annoch da angeleget werden können;

4. ist meine Überlegung wegen der Baumwollwaren, daß deren von allen Orten noch mehr zu verfertigen;

5. dann ist in Oberschlesien hin und wieder der Holzanbau sehr verabsäumt worden;

6. muß die Feuerung mit Steinkohlen allgemeiner gemacht, die Leute mehr daran gewöhnt werden;

7. weil hier auch ein Haufen Nürnberger Waren, als allerhand Puppenwerk und dergleichen Spielsachen eingeführet worden, die hier im Lande ebenfalls gemacht werden können, so habt Ihr auch darauf zu denken, solche Leute, die Nürnberger Waren verfertigen, hier anzusetzen.

4. 5. 1779. Friedrich.

(Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, 11. Bd.)

Lasten der Bauern

Was die Gespanndienste anbetrifft, so muß ein jeder Bauer mit vier Pferden zur Arbeit kommen und ackert täglich zwölf sechsfurchige Beete und sind zufrieden, daß sie diese Ackerarbeit in einem halben Tage verrichten können.

Wegen der Düngerfuhren ist es bisher gebräuchlich gewesen, daß die Bauern bei Sonnenaufgang mit 4 Pferden erscheinen. Aus besonderer Gnade hat der Gutsherr ihnen eine Fuhre erlassen und haben übrigens die Bauern von 11 Uhr bis nach Mittage um

2 Uhr Ruhestunden. Die Mistbretter betragen 5 Ellen in die Länge und 3/4 in die Breite.

Wegen der Getreidefuhren in der Ernte ladet jeder Bauer Winter- und Sömmerung 1 Schck. und fahret von Sonnenaufgang bis zu Niedergang und haben zu Mittag 2 Ruhestunden.

Die Bauern sind verbunden, ein jeder seinen Knecht und Jungen des Tages 1 Klafter Holz schlagen zu lassen, welche 3 Ellen breit und 3 Ellen hoch und jedes Scheite 6/4 lang sein muß, alles ohne Entgelt.

Wenn selbige nach Breslau fahren, so wird ihnen dafür eine Woche an den Roboten abgerechnet. Die Zölle berichtet die Herrschaft, und müssen sich die Bauern das Reisefutter selbst anschaffen.

Zu den Handdiensten müssen die Bauern ihr benötigtes Arbeits-Instrument mitbringen.

Aus dem Urbarium der Gemeinde Proschlitz, 1785
(Dr. R. Nitschke „Geschichte des Dorfes Proschlitz")

Ein Aufruf im Reichenbacher Kreise im Mai 1793

„Da nun die Drangsalen überhand genommen von den Herrschaften, so ist resolviert worden, daß, wenn sie nicht die Freiheit rausgeben, eine Zeit von 4 Wochen, so ist festgesetzt im Reichenbachschen Kreis unter 3 oder aufs höchste 4 Wochen, die Herrschaften in einer Nacht im ganzen Kreise, Groß und Klein, was adligen Atem hat, in einer bestimmten Nacht totgeschlagen, teils aufgehängt, wie auch die Scholzen und Amtleute, die es mit der Herrschaft halten . . . darum, weil sie die 84er Freiheit nicht rausgeben wollen, die der alte Friedrich hat rausgegeben. Wer noch ein Herz im Leibe hat, der helfe streiten um die Freiheit. Jeder versehe sich mit einer guten Heugabel oder Spieß oder Geschoß oder Axt, die Türen entzweizuhauen; Purdel, wer einen hat, bringe ihn mit; die Böhmaken haben sich erboten, zu der bestimmten Nacht mit 10 000 Mann zu Hilfe zu kommen, die Bergweber wollen uns mit 8000 zu Hilfe kommen. Die Nacht wird euch noch einmal kund gemacht werden, und auf den Höfen und Schlössern laßt kein Fenster gut, schlagt alles entzwei, was adelig ist, tot, kein Kind laßt am Leben. . . . Zuletzt sammelt euch um Reichenbach, dann wollen wir mit Reichenbach ein Ende machen. Wer Freiheit gesinnt ist, der stecke sich ein Reisel auf den Kopf."

Johannes Ziekursch
(Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte)

1812

Wie kommst du, großer Kaiser,
von Rußland nach Paris?
Du bist gewaltig heiser,
dich frieret an die Füß.

Du fährst auf einem Schlitten
auf Sand und ohne Schnee
und holst wohl Butterschnitten
für deine groß' Armee?

Es kamen die Franzosen
zu uns nach der Schlesing,
hier kauften sie sich Hosen,
dann ging's nach Moskau hin.

Hier wollten sie regieren,
da fiel ein großer Schnee:
„Ach," schrien sie, „wir erfrieren,
uns juckt die große Zeh!"

O großer Bonaparte,
o hättest du's bedacht
und dir in einem Sacke
warm Wetter mitgebracht!

Da wären nicht erfroren
so viele tausend Mann
und hätten ihre Ohren
und auch die Nasen dran.

Volkslied



Hugo Bantau

Schlesische Kriegsnot im Jahre 1813

Dumpfe, kurze Schläge in der Luft — es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markte, vor den Toren stehen lauschende Haufen; wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher, den Klang in der Luft zu übertönen. Vom

Kranz der Türme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatze zu liegen, spähen die Augen der Bürger ängstlich in die Ferne. Am Rande des Horizontes liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlichte; nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkle Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zusammenraffte; nur wenige vermögen ihre Habe zu fahren; denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolke genommen. Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlage ihre Herden; laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadttor, und wieder einer. Die Unseren ziehen sich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander; angstvoll rennt das Volk in die Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann besitzt, reißt die Rosse zur Deichsel; die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die wertvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Toren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Scharen, eng gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehrere Tage, zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde; ihr treuer Seelsorger Senftleben begleitete sie und hielt in der Wildnis auf Ordnung; auch ein Kind hat er dort getauft.

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigentum oder in seiner Pflicht zurückblieb, der ist eifrig, die Seinen und die Habe zu verstecken. Lange ist der Fall überlegt, und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Falle tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkündiger des Rückzugs, beschädigte Geschütze, von Kosaken begleitet. Langsam ziehen sie zurück; ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt; mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt. Wagen kommen, überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Die Nachhut stellt sich auf, am Tor und an Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wonach

sie gerufen: einen Trunk, ein Brot. Sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße! Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Tore, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel. Da fällt aus der Nachhut ein Schuß. Auch der Reiter feuert seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab im schnellen Trabe vor. Die preußischen Soldaten ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen.

Leere Straßen, lautlose Stille! Auch die Knaben, welche die preußischen Krieger begleitet haben, sind verschwunden. Die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Türen verschlossen; aber hinter Vorhang und Tor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher, tausendstimmiger Ruf: „Vive l'empereur!“ Und wie eine Wasserflut strömt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Türen. Öffnet sich eine Tür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feinde auszumachen hat, unerschwingliche Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern und Gewalttat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Wertvolles und Wertloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, die geflohen sind; denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathaus geschleppt, und über die Unterbringung der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Viehfutter und über eine unmögliche Kriegssteuer, welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Und zieht am Morgen, nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt und vor dem Tore die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer. Der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Tore seiner Scheune finden. Kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigener Garten war; denn mit Lagerstroh und wüstem Unrate, mit dem Blute und Eingeweide geschlachteter Tiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaube ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr. Nur die Wände stehen wie ein Trümmerhaufen.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage entfiel wohl manchem der Mut. Aber der Mensch wird bei einer

schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter gegen sich selbst; der starke Anteil, welchen jeder einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Not. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das letzte, das Leben, gerettet. Und man hoffte.

Gustav Freytag
(„Bilder aus der deutschen Vergangenheit")

Die Schlacht an der Katzbach

Und die Katzbach, das ist euch ein grausamer Fluß,
die machte dem Napoleon gar bittern Verdruß.
Es zählte jedes Heer schier an achtzigtausend Mann,
und da zogen auch die Blücherschen Husaren heran.
An der Katzbach, an der Katzbach.

Das Wort war gegeben, das hieß Sieg oder Tod,
und ein Regen goß vom Himmel wie die Schockschwerenot.
Da schrie der Vater Blücher: „Der Tag ist erwacht,
frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht!"
An der Katzbach, an der Katzbach.

Der Trompeter, der blies, und der Teufel ging los,
und bis Nachmittag wehrte sich tapfer der Franzos.
Da rief der Vater Blücher: „Kinder, seid ihr alle da?
Zeigt euch wie tapfre Preußen, der König Hurra!"
An der Katzbach, an der Katzbach.

Marsch, vorwärts die Kolonnen und Donner links und rechts,
und Guß auf Guß um die Hitze des Gefechts.
Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Hatz,
wie wir packten die französische Katz.
An der Katzbach, an der Katzbach.

Und als der Sieg errungen war, da beteten wir:
„Gott, gib den toten Brüdern im Himmel ein Quartier!—"
Ach, schon lange ist es her und schon lange bin ich müd,
o schlief doch bei den Brüdern der alte Invalid.
An der Katzbach, an der Katzbach.

Volkslied

Fritz Reuter in Silberberg

Eintönig gehen die Tage. Vor den Fenstern starrt Schnee und Eis. Frierend geht Reuter in seiner Zelle auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Kein Ofen heizt diese Kasematte. Es ist ein wirklicher Saal. Die Sonnenstrahlen irren am Fenster umher, laufen über die wurmstichige Diele bis zur Mitte der Zelle. Weiter reicht ihre Kraft nicht. Wie eine gewaltige Spinne sitzt hinten die Finster=

nis, die nach jedem verirrten Lichtstrahl greift. Eine Hand voll Wärme wirft aber doch die Sonne auf ein Holzbett an der Längswand, neben dem auf einer grobbehauenen Bank ein Wasserkrug und ein Waschbecken stehen. Wohl zwanzig Schritte können die Zelle von den Fenstern bis zur Hinterwand durchmessen. Schwer und schleppend ziehen die Stunden vorüber.

„Lieber Vater," schreibt er eines Tages in die Heimat, „mir geht es höchst kümmerlich. Dem Hunger habe ich in dem letzten Monat bei einer höchst schwankenden Gesundheit nur durch Kommißbrot steuern können, da mir außer den fünf Talern Verpflegungsgeldern für diesen Monat kein andres Geld geworden ist. Mein Mittagstisch ist nicht so gut wie der Deiner Knechte. Abends habe ich nichts Warmes gegessen, welches bei dem fürchterlich strengen Sturm und fortwährend starker Kälte doch höchst drückend ist. Für den Mittagstisch haben wir zwei Groschen zu zahlen. Des Morgens esse ich eine Mehlsuppe, d. h. Wasser und Mehl für einen Silbergroschen, nun habe ich für den Abend noch kein Brot und Butter, kein Licht, keine Wäsche. . . . ."

Eines Tages im Januar wird Reuter zum Obersten bestellt. „Herr Reuter," sagt er, „auf Ihr Gesuch ist noch keine Antwort zurück. Ihre Augen leiden immer mehr. Zeichnen Sie nur nicht! Im Winter ist Ihr Los besonders hart. Ich vermag es nicht zu mildern. Hier ist eine Nachricht da, daß Sie sich morgen um 4 Uhr vor dem Gerichtsdirektor aus Frankenstein unten im Rathause des Städtchens einfinden sollen. Eine Begründung liegt nicht dabei. Ich glaube, daß Sie Ihr Urteil hören werden. Ich werde Ihnen zwei Unteroffiziere zur Begleitung mitgeben. Sie werden um drei Uhr mittags von der Festung weggehen. Da kommen Sie zurecht."

Lange muß er andern Tages im Rathause warten. Endlich wird er in ein gewölbtes Zimmer geführt, dessen Herrlichkeit ein langer Tisch und Akten sind. Ein kleiner, starr blickender Herr sitzt daran, der ein Barett und einen schwarzen Mantel trägt. An einem Nebentisch ein Schreiber.

Es treten noch zwei Herren ein, unter denen Reuter den Bürgermeister des Städtchens erkennt.

Eine scharf klingende Stimme unterbricht plötzlich die Stille:

„Sind Sie der Studiosus Fritz Reuter?"

Reuter tritt näher an den langen Tisch heran und bejaht.

„Wie alt sind Sie?"

„Siebenundzwanzig Jahre."

„Wo sind Sie geboren?"

„In Stavenhagen."

„Sie gehören zu den Revolutionären, die auf Umsturz des Staates hinarbeiten!"

Reuter braust auf: „Ich muß das zurückweisen und verneinen."

Das mit dem Barett geschmückte Männchen erhebt sich, schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit, über und über rot werdend:

„Sie haben hier nichts zu verneinen und zurückzuweisen, sondern nur anzuhören, welches Urteil das hochpreisliche Kammergericht in Berlin über Sie gefällt hat. Es hat am 4. August 1836 beschlossen" — damit setzt sich der Direktor des Frankensteiner Kreisgerichtes, nimmt ein Aktenbündel vor — „daß Sie, Studiosus Reuter, wegen Teilnahme an hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindungen in Jena und wegen Majestätsbeleidigung mit der Konfiskation des Vermögens zu strafen und mit dem Beile vom Leben zum Tode zu bringen seien." — — —

Hier hält der Gerichtsdirektor an im Lesen, wieder funkeln die Augen, worauf er fortfährt: „Doch hat unser gnädigster König und Herr, kraft seiner oberstrichterlichen Gewalt, das Todesurteil in dreißigjährige Festungshaft umgewandelt. Weder soll das Rechtsmittel der weiteren Verteidigung noch der Weg des Begnadigungsgesuches damit beschränkt werden."

Eine Todesstille liegt in dem Gewölbe.

Wieder wendet sich der Gerichtsdirektor an Reuter: „Sie können gehen."

Draußen zieht die Nacht über die Berge herauf; dunkel drohen die Mauern der Festung.

Langsam wandern die drei die Bergstraße hinan.

Es ist später Abend, als der Verurteilte in seine Zelle tritt. Bittere Kälte herrscht in dem Gewölbe; in langen Kristallen hängt der Salpeter an den Wänden, und der Sturm jagt unten in den Gängen. Ein letzter Lichtstumpf brennt auf dem Holztisch und greift zitternd in die gewaltige Dunkelheit des Raumes. Ein dünner Lichtschein flackert an den Wänden hin und her, an denen sich schwere Schatten aus dem dunklen Hintergrunde aufstellen.

Stumm umstehen die Freunde den Verurteilten. Das Licht verlischt. Keine Hoffnung mehr.

Wasser tropft vom Fenster regelmäßig auf die Diele. Draußen im Hofe liegt undurchdringliche Schwärze; durch die zwei hohen Fenster mit den starken Gittern und den langen Eiszapfen schimmert nur ein Stern der kalten Winternacht, die hoch über der Festung hält.

* * *

An einem schneidend kalten Februartage des Jahres 1837 wird Fritz Reuter aus der düsteren Kasematte geführt. Ein Planwagen, ein Landjäger stehen bereit, ihn wegen seines gefährdeten Augenlichtes nach der Festung Glogau zu bringen. Mühsam bahnt sich der Wagen einen Weg durch den meterhohen Schnee.

Länger als drei Jahre hat Reuter auf der Festung Silberberg zugebracht. Eine menschliche Behandlung wurde ihm hier zuteil. Es folgen die schrecklichen Tage von Magdeburg und der Berliner Hausvogtei. Erst das Jahr 1840, der Tod Friedrich Wilhelm III., gibt ihm die Freiheit.

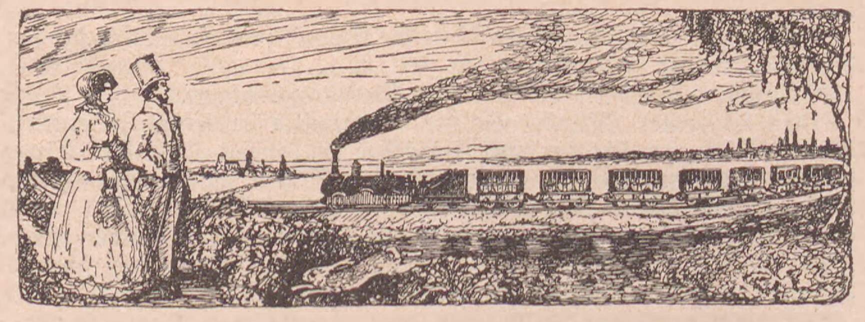
Wilhelm Schremmer
(Erzählungen aus den schlesischen Bergen)

Die Eröffnung der Oberschlesischen Eisenbahn am 21. Mai 1842

Aus den Berichten

1. Eröffnungsfahrt: 21 Mai.

Was ist aus Breslau nicht alles geworden? Breslau hat Droschken, hat ein neues Theater, und jetzt hat es auch die Krone der neuen Erfindungen — eine Eisenbahn. Vom heutigen Tage an beginnt eine neue Zeit für ganz Schlesien. Die Eisenbahn, deren beginnt eine neue Zeit für ganz Schlesien. Vom frühen Morgen an strömte die Volksmenge Breslaus hinaus nach dem Bahnhof, eines freudigen Schauspiels gegenwärtig. Außer den Aktionären, denen die Teilnahme freistand, waren noch mehrere Gäste zur Festfahrt eingeladen worden, so daß sich der Zug auf 31 Abteile in 11 Wagen 1. und 2. Klasse erstreckte. Ein offener Wagen 3. Klasse, welcher das



Hugo Bantau

Musikchor aufgenommen hatte, bildete den Mittelpunkt des Zuges. Sämtliche Wagen waren mit Blumen und Kränzen geschmückt, oben flaggten Fahnen in den National- und Provinzfarben.

Jetzt wurden die Signale zur Abfahrt gegeben, deren die erwartungsvolle Menge draußen sehnsüchtig harrte. In wenigen Augenblicken waren sämtliche Abteile besetzt, in deren jedem ein Mitglied des Verwaltungsrates, durch eine weiße Armbinde ausgezeichnet, die Aufwartung machte. Unter Freudenschüssen und Hurrarufen der unzähligen Zuschauer begann die Fahrt und wurde, wie bei den letzten, raschen Probefahrten, genau in $^3/_4$ Stunden zurückgelegt. Nicht nur auf dem Moraweschen Pavillon, auch rund in der Umgegend, auf allen Dächern der nahe liegenden Häuser war Kopf an Kopf zu sehen. Zu beiden Seiten der Bahn war ein, besonders zur Linken, sehr dichtes Spalier von Zuschauern zu sehen. Rothkretscham war stark besucht. In den von der Bahn durchkreuzten Dörfern hatten sich die Bewohner ebenfalls erwartungsvoll eingefunden. Um den Ohlauer Bahnhof herum, in der Nähe einer dort errichteten Ehrenpforte, wimmelte es von Einwohnern der Nachbarschaft, vorzugs-

weise von Damen, um das Wunder der Zeit anzusehen. In dem großen, schön ausgeschmückten Empfangssaale sprach zuerst Herr Richter, Bürgermeister von Ohlau.

2. Eröffnung der allgemeinen Fahrten (am 22. Mai).

Telegraphische Depesche: Morgens 6 Uhr, erste Abfahrt bei außerordentlich heiterem Wetter. Auf allen Straßen lebendige Bewegung nach dem Bahnhofe zu. Stärke des Zuges: 8 Wagen (1, 2., 3. Klasse). Alles in fröhlicher Stimmung. Niemand denkt auch nur an die Möglichkeit eines Unfalls. Unter 5 Fahrgästen sind in der Regel 4 — Novizen, die noch niemals auf einer Eisenbahn gefahren. Große allgemeine Verwunderung über die ungeheure Schnelligkeit. Trotz der frühen Tageszeit doch schon bedeutende Zuschauermassen. Ankunft in Ohlau 6³/₄ Uhr. Auch Ohlau ist in voller Bewegung, auf oder um den Bahnhof versammelt. Alles sucht Gepäck unterzubringen, wie zu weiter Reise. Das schöne Geschlecht ist nur im ersten Augenblick etwas ängstlich, macht aber schon nach wenigen Minuten seiner Freude über die gar nicht geahnte Behaglichkeit der Fahrt Luft. Einer ältlichen Dame klopft beim Einsteigen das Herz; — wie man ihr sagt, daß sie bereits in Breslau sei, will sie's durchaus nicht glauben und erklärt, man habe sie zum besten. Ankunft in Breslau 2 Minuten nach 8¹/₄ Uhr. Neue Züge von Fahrlustigen strömen dem Bahnhof zu, um mit dem 2. Zuge (10 Uhr) nach Ohlau abzugehen.

Damen in seidenen Roben wechseln mit schlesischen Bäuerinnen. Auch eine Tyroler Sängerin und Zitherspielerin hat sich bereits eingefunden. Gasthäuser der Zuschauer auf umgekehrten Radwern. Die Landleute der Brieger Gegend strömen nach Ohlau, sehen den ankommenden Zug verblüfft an, fahren auch vor dem Schnauben der Lokomotive erschrocken zurück.

Erzählungen im Umlauf: Die erste Fahrt müßten Sträflinge machen! — Eine Köchin fragt ihren Brotherrn, ob denn das Eisenbahnfahren wirklich so gefährlich sei, was er lächelnd verneint. „Na, da will ich doch wagen, mir die 6 Rtlr. zu verdienen." Man hat ihr vorgeredet, wer zum ersten Male mitfahre, erhalte dafür 6 Rtlr.

(„Breslauer Zeitung")

3. Fahrpreise auf der Strecke Breslau-Brieg.

Im Jahre der Eröffnung betrugen die Fahrpreise: von Breslau bis

	Cattern	Leisewitz	Ohlau	Brieg
1. Klasse			25 Sgr.	38 Sgr.
2. Klasse	7 Sgr.	14 Sgr.	16 Sgr.	24 Sgr.
3. Klasse	3¹/₂ Sgr.	7 Sgr.	9 Sgr.	14 Sgr.

(30 Silbergroschen sind 1 Taler).

1866

Die Kürassier-Kaserne, welche seit vorgestern vom Militär geräumt werden mußte, wird gegenwärtig zu einem Militärlazareth eingerichtet. In dem großen Speisesaal sind bereits 100 Stück Betten aufgestellt.

Heute vormittag erfolgte eine Abschickung von Krankenbetten nach dem Oberschlesischen Bahnhofe, welche zur Empfangnahme von Verwundeten bestimmt ist.

Am heutigen Vormittage passierten 19 Frachtwagen, die mit Pulverfässern beladen waren, unsere Stadt, und fuhren dieselben über den Ring, die Schweidnitzerstraße entlang nach der Hauptstraße.

Breslauer Zeitung, den 23. Juni 1866

1870 – 71

Breslau, 2. September.

Viktoria!

Kurz vor 5 Uhr des heutigen Nachmittages fuhr eine reitende Batterie, voran die Musikkapelle, nach dem Paradeplatz hinter dem königlichen Schlosse. Binnen kurzem war der große, schöne Platz bis zur Schloßrampe mit Menschen gefüllt. Schlag 5 Uhr krachte der erste Schuß und ihm folgten 100 andere — sie waren Freudenschüsse, welche den Doppelsieg bei Beaumont-Sedan und von Metz den freudig erregten Bewohnern der schlesischen Hauptstadt verkündeten.

Breslauer Zeitung

Die Mobilmachungstage 1914

Das reife Getreide wogte auf den Feldern, und die Schnitter dengelten schon die Sensen für die Erntearbeit. Da hieß es plötzlich: „Das Vaterland ist in höchster Gefahr: Rußland und Frankreich wollen Krieg mit Deutschland."

Am Abend des 31. Juli 1914 flutete eine erregte Menschenmenge durch die Hauptstraßen und sammelte sich vor den Zeitungsgebäuden an. Extrablätter gingen von Hand zu Hand. Große Plakate gaben die Mobilmachung der gesamten deutschen Streitkräfte und damit den Kriegsbeginn bekannt. Fahnen wurden herausgesteckt und „Die Wacht am Rhein" angestimmt. Tiefer Ernst lag auf vielen Gesichtern, und manches Frauenauge schwamm in Tränen.

Am nächsten Morgen zog von Gleiwitz her ein Soldatentrupp mit Munition zur russischen Grenze. An der Bahnstrecke und den Brücken standen Militärposten. Eisenbahnzüge, die Truppen nach dem Osten brachten, fuhren durch unsern Bahnhof. An der Händlermühle klebten farbige Zettel, auf welchen die Gestellungstage der einzelnen Jahrgänge zu lesen waren. In den nächsten Tagen beförderte die Bahn hauptsächlich Eingezogene, die laut jubelnd den Garnisonorten zurollten.

Karl Vieth

(„Bilder aus der Geschichte von Hindenburg O/S.")

Die Russengefahr

Ende Oktober 1914 begann in Polen der Rückzug der deutschen und österreichischen Truppen vor der russischen Übermacht. Das Grenzgebiet war dadurch ernstlich bedroht, und Angst und Schrecken erfüllten wochenlang die Herzen der Oberschlesier. Geld und Schmucksachen wurden versteckt, und wohlhabende Leute verließen den Ort oder schickten wenigstens die Kinder und die Frauen weg.

Am 2. Novembersonntage wurde von der Kanzel, durch Ausrufen und durch Maueranschlag bekannt gegeben, daß alle jüngeren Burschen auf dem Montagsmarktplatz — warm gekleidet und mit Lebensmitteln für drei Tage versehen — sich einzufinden hätten. Gegen Mittag rückte der lange Zug nach dem Verladeplatze ab. Im Laufe des Nachmittags fuhren zahlreiche Transportzüge aus dem östlichen Oberschlesien durch unseren Bahnhof und brachten die jungen Leute im mittleren und westlichen Deutschland in Sicherheit.

Inzwischen hatte die wackere schlesische Landwehr und österreichische Artillerie bei Czenstochau eine gewaltige russische Übermacht zurückgewiesen. Hindenburg versetzte den Russen im Norden gewaltige Schläge.

So hat Hindenburg unsere Heimat vor dem Russeneinfall bewahrt und ist dadurch in einer Zeit drohendster Gefahr der Retter Oberschlesiens geworden. Die Gemeindevertretung Zabrze hat aus Dankbarkeit damals einstimmig den Beschluß gefaßt, den bisherigen, uralten Ortsnamen in Hindenburg O./S. umzuwandeln.

Kurt Vieth
(„Bilder aus der Geschichte von Hindenburg O/S.“)

Totensonntag an der oberschlesischen Grenze 1914

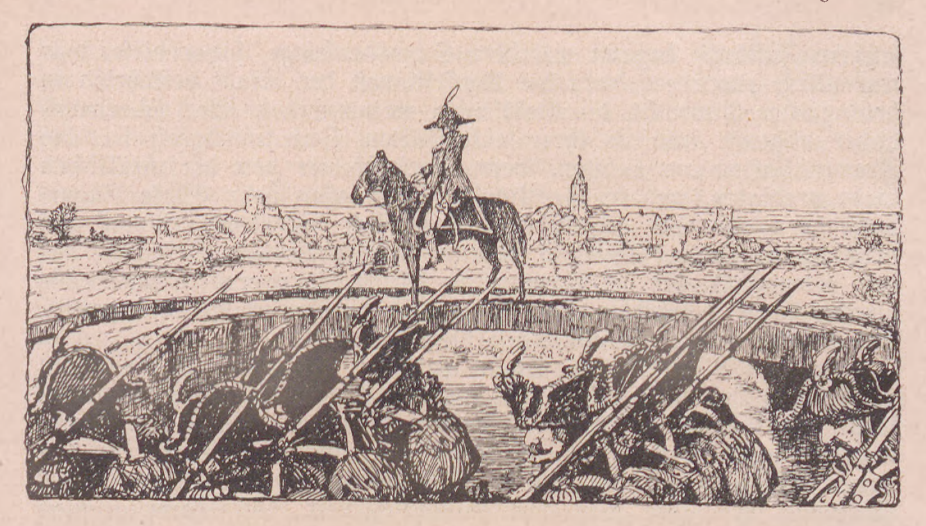
Dumpf tönt herüber der Donner der Schlacht,
es zittert der Tag, es flammt die Nacht.
Der Feind pocht an der Heimat Tor,
wir legen die Leiber als Riegel vor.
Wir Landwehrleute aus Schlesiens Gau'n,
wir wissen zu sterben für Kinder und Frau'n,
für Heim und Herd, so es Gott gefällt.
Nur über uns hin — und schlüge die Welt
in Flammen bis zum Himmel hinein —
soll dem Feind die Pforte geöffnet sein. —
Im Kirchlein leuchten die Fenster auf;
ein müdes Glöcklein ruft zu Hauf
die Beter für der Toten Schar,
die längst im Grab, die heute gebar
die blut'ge Schlacht. Allgüt'ger du,
nimm sie in deine sel'ge Ruh'!

Und die da starben opferfreudig im Feld,
führ sie in deinen Himmel, Herr der Welt! —
Ein junges Weib fleht schluchzend für den Mann;
ob sie für einen lebenden noch beten kann?
Tiefbanges Wehen flüstert still durchs Haus.
Die Kerzen flackern müde Hoffnung aus.
Um das Gemäuer draußen klagt der Wind.
Der Schlachtendonner schweigt, die Nacht beginnt.

Robert Kurpium



Hugo Bantau



Hugo Bantau

Gustav Freytag
(Franzosenzeit)

Im Jahre 1805

Es war eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptstraßen zu den beiden Toren. Seit dem letzten Brande standen die Häuser unter neuem Ziegeldach, schön rosa, blau und gelb getüncht, die meisten hatten freilich nur ein Erdgeschoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und diese wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Tortürme ragten; alles hübsch regelmäßig, wie von einem klugen Riesenknaben aus seinem Baukasten aufgesetzt. Außerhalb der Stadt zogen sich Scheunen und Ställe der Vorstädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt schweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einst eine Festung deutscher Kolonisten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegssturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trockenen Wallgraben breiteten sich Obstbäume, und die Gänse des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an

Beltz' Bogenlesebuch * Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

frühere Zustände begann mit dem Schwedenkriege, sogar dieser war undeutlich geworden, denn die Konfessionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubenshader abgetan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich sei, die Frauen hörten am liebsten, wenn ihre Pfarrer von der christlichen Liebe predigten, und die geistlichen Herrn saßen beim Glase Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn sich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, so begann und endete ihre Geschichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für seinen Staat erobert hatte. Die älteren Leute berühmten sich, daß sie ihn persönlich gekannt hatten, und in den meisten Wohnstuben hing sein Bild.

In den Mauern der Stadt walteten unumschränkt die guten Geister der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarktes schrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf seinen Platz in der Kirche und nachmittags in den neuen Kaffeegarten, um sich dort ebenfalls hinzusetzen, und das Hauptfest im Jahre war das Königsschießen. Außerdem erschien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürrisches Kamel mit seinem Affen und zwei Bären oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunstpferden, sehr selten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern sah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren besuchten im Winter die Vorstellung eines fremden Künstlers, der die Flöte blies und deklamierte, oder ein Schattenspiel zeigte; doch auch neue musikalische Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirektor seine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Äolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgestecktem Raume aufhing. Dieser Genuß war sehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geistergesang am liebsten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war fast alles in der Stadt mäßig und bescheiden, auch der Wohlstand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß sie vorwärts kamen, trotz der Mißernten in den letzten Jahren. Ihr schlesisches Geld, Böhmen und Gröschel, war schwärzlich; es war auch weniger wert als das Kurant, aber die Bürger nahmen es willig, und wurden, wenn sie es ausgaben, gern lustig. Jeder wußte so ziemlich, was der andere besaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen sollte die Absicht haben, in seiner Fabrik eine Dampfmaschine aufzustellen.

Großer Luxus wurde in der Stadt nur im Winter sichtbar, wenn die adligen Gutsherren des Kreises im Gasthofe ihr Kränzchen abhielten und untereinander einen Ball veranstalteten. Dafür wurde der Fußboden des Saals und die Treppe sorgfältig mit Wasser und Bürste behandelt, was sonst nicht häufig geschah, und alle Öllampen des Kronleuchters wurden angezündet. Die Edelleute kamen in geschlossenen Kutschen, manche mit silbernem Pferdegeschirr und die vornehmsten hatten Läufer in bunter Tracht mit einer großen geflochtenen Lederpeitsche als Bandelier. Dann tanzten die Herr-

schaften vergnügt miteinander, die Damen trugen Ballkleider aus der Residenz, und die Herren schlüpften in eine Nebenstube, um Pharao zu spielen; und wer von dem kleinen Stadtvolk neugierig war, stand auf der Straße und sah zu den erleuchteten Fenstern auf.

Natürlich war ein verständiger Bürger oft unzufrieden mit den königlichen Behörden, welche seine Stadt und das Land regierten, sich in alles mischten und auch da, wo sie das Beste wollten, herrisch und ungeschickt schalteten; noch häufiger ärgerte er sich über die Garnison, über Roheit der Soldaten und Ungezogenheiten der Offiziere, und wenn vor der Hauptwache das Signal zum Gassenlaufen gegeben wurde, verbot er seinen Kindern und Dienstboten zuzusehen. Er wunderte sich auch über den Lauf der Welt, denn er hatte die ganze französische Revolution erlebt, wie man dort vor kurzer Zeit König und Adel in höchster Eile umgebracht hatte, und wie jetzt plötzlich ein neuer Kaiser aufgeschossen war. Aber obgleich eine unruhige und kriegerische Zeit gekommen war, in welcher vieles Alte zusammenbrach, das geschah weit draußen und man unterhielt sich gleichmütig davon, wie von fremden Dingen; denn die Provinz lag abseit in Sicherheit, und das polnische Wesen in der Nähe war zwar übel beleumdet, jedoch nicht mehr zu fürchten.

Und wenn einer von den Bürgern auf rauhen Wegen in seiner alten Kalesche oder in dem unförmlichen Holzwagen der Post nach der Hauptstadt der Provinz fuhr, so fand er dort alles in größerem Maßstabe und reichlicher als daheim, doch im Grunde war es nur ein Unterschied in der Größe; er besuchte ebenfalls als Hauptvergnügen den Kaffeegarten, welcher am Abend durch viele bunte Lampen illuminiert wurde, er saß in dem gewölbten Ratskeller und stand im Parterre des Theaters und erzählte nach überstandener Reise vergnügt, daß es in der großen Stadt immer etwas Neues gebe: eine Menagerie, einen Luftballon. Aber im übrigen lebte die Hauptstadt fast ebenso still dahin, wie das ganze Land, höchstens daß die Schneidergesellen einmal Revolte machten, weil die hohe Obrigkeit sich gar zu einfältig gegen sie benahm.

Heut war Sonntag. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel warm in die reingefegten Gassen und von beiden Pfarrtürmen läuteten die Glocken. Die Stadt aber befand sich in einem Zustande stiller Aufmerksamkeit und Beobachtung. Denn der neue Arzt war angekommen. „Ein junger angenehmer Mann," sagte die Gastwirtin zu ihrer Nachbarin, der Bäckersfrau, „lang von Gestalt und von ernsthaftem Wesen, sein Name steht im Fremdenbuch als Doktor Ernst König. Er hat schöne Wäsche, so stickt hier niemand die Hemden." Die Bäckerin deutete dasselbe ihren Kunden an, und die Milchfrau trug es weiter; bis endlich der Friseur den Fremden beobachtete und die Neuigkeit zu allgemeiner Kenntnis brachte. Ja, es war nicht zu leugnen, der Doktor sah ansehnlich aus in rundem Biberhut und zierlichen Stulpstiefeln, auch trug er keinen

Zopf mehr, sondern das helle Haar halblang, und das Gekräusel dabei war ein natürliches. Das wußte der Friseur genau, denn er traf den Fremden bei seinem besten Kunden, dem königlichen Zoll- und Akziseeinnehmer Köhler, als er diesem den Zopf flocht. Und er sah den beiden Herren bekümmert nach, wie sich diese zu ungewöhnlicher Zeit promenierend nach dem Stadttor bewegten.

„Dort liegt das Riesengebirge,“ erklärte der Einnehmer seinem Gast und wies zwischen den Linden des Stadtwalles auf die blauen Berge in der Ferne. „Aber Riesen wohnen nicht mehr in den Tälern, sondern arme Weber, welche wenig zu tun haben, seit der französische Kriegstrubel den Kaufleuten die Wege unsicher macht. Und was Sie in der Mitte sehen, ist die Schneekoppe.“

Der Doktor wandte sich freudig der Richtung zu: „Ich habe vor Jahren dort oben gestanden und den Sonnenaufgang erlebt. Er war unbeschreiblich schön und erhob mir die Seele. Als über den Nebeln der Erde das goldene Tagesgestirn heraufstieg, kam es mir vor wie die Gottheit selbst, welche in dem Chaos unter ihr blühendes Leben schafft. Glücklich ist der Mensch, welchem Gelegenheit wurde, ein Bild solcher erhabenen Größe in seiner Seele zu bewahren.“

Der Einnehmer drückte seinem Gaste die Hand. „Ich freue mich, daß Ihr Gemüt offen ist für die Reize der Natur, darin gleichen Sie ganz dem seligen Kriegsrat, Ihrem lieben Vater. Sind Sie auch auf unseren alten Burgen herumgeklettert?

„Dort, wo wildverschlungene Ranken sich
über Uhunester schwarz verbreiten,“

wie Matthison so schön sagt, obgleich mir wahrscheinlich ist, daß er sich bei den Nestern nicht den eigentlichen Uhu, sondern vielmehr die Fledermaus gedacht hat.“ Er unterbrach sich selbst. „Von dieser Seite sehen Sie durch das Stadttor bis auf den Markt.“

„Ich habe mich über das gute und saubere Steinpflaster gefreut.“

„An Steinen fehlt es unserer Gegend nicht,“ versetzte der Einnehmer, „auch nicht an Besenbindern, welche ihren Edelleuten die Birkenreiser aus dem Walde stehlen. Nun, Sie werden unsere Herren und das Landvolk zur Genüge kennen lernen.“

„Ich bin ja selbst ein Landeskind,“ sagte der junge Arzt, „und mein Beruf macht es mir leicht, mit vornehm und gering fertig zu werden. Jetzt freilich, da ich aus der Fremde heimgekommen bin, sehe ich, daß man hier in manchem zurückgeblieben ist.“

„Sie waren längere Zeit in der Fremde?“

„Ich wurde als junger Arzt von meinem Professor dem kranken Prinzen Georg zum Begleiter empfohlen und lebte einige Jahre mit ihm auf Reisen, zuletzt in Paris, wo ich Zutritt zu den Hospitälern gewann.“

Der Einnehmer stand erstaunt still: „In Paris?“ rief er, „Sie sind ein Wundermann, und es kann Ihnen gar nicht fehlen. In Paris! Eine lebhafte Stadt, etwas unbändig. Die Straßen sind ja wohl mit Köpfen gepflastert, welche die Kleinen den Großen abgeschlagen haben.“

„Jetzt ist gute Ordnung dort,“ antwortete der Gast, „und die Polizei strenger als bei uns.“ „Natürlich,“ versetzte Herr Köhler, „der große Musikus dort versteht es, alle Welt nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Ich sage Ihnen, Ihr Glück unter uns ist gemacht, jedermann schüttelt sich, wenn von Paris die Rede ist, aber jedermann will davon hören.“

Er zog seine silberne Uhr heraus. „Kommen Sie, der Gottesdienst ich zu Ende, wir treffen die Honoratioren jetzt in der Frühstückstube beieinander; dort werde ich Sie einführen. Auch der Wein ist gut.“

Sie traten in die Weinstube, dort fanden sie die Vornehmen der Stadt an drei runden Tischen versammelt, an dem einen die Offiziere der Garnison, bei ihnen den adligen Stadtdirektor und mehrere Herren vom Landadel, am zweiten die königlichen Offizianten, am dritten Kaufleute und Fabrikanten, den Kämmerer und Apotheker. Herr Köhler stellte den Gast vor und führte zum zweiten Tisch. Alle Augen beobachteten die neue Erscheinung. Der Einnehmer aber deutete leise seinen Vertrauten an, wie es um den Gast stehe, daß er von Paris komme und mit dem Kaiser Napoleon vielfach zusammengetroffen sei. So wurde der Doktor bald Mittelpunkt einer lebhaften Unterhaltung, nur die Offiziere am Herrentisch zeigten eine gesuchte Nichtachtung, sprachen laut und verächtlich von dem revolutionären Wesen und von einem Abenteurer, der durch unerhörtes Glück heraufgekommen sei.

„Ob der Friede dauern wird,“ frug jemand vom dritten Tisch, „bis unser Bündnis mit Österreich und Rußland geschlossen ist?“

„Wir gehören einem so großen Staate an, daß wir nicht nötig haben, von fremder Hilfe unser Heil zu erwarten,“ antwortete vom ersten Tisch gewichtig der Stadtdirektor.

„Wir sind so groß geworden,“ bestätigte der Einnehmer, „daß niemand mehr recht sagen kann, wo unsere Grenzen sind. Sie werden jedes Jahr geändert. Wie man erzählt, aus Gefälligkeit gegen den Kaiser Napoleon.“

Eine Pause entstand. „Er ist ein Korse,“ rief verächtlich der Reiterleutnant Baron Hille, welcher aus einer nahen Garnison herzugeritten war.

„Ohne Zweifel,“ bestätigte der Einnehmer. „Ob dieser Mann aber als Korse, als Franke oder als Gallier nichtsnutziger ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich höre jede dieser drei Eigenschaften an ihm tadeln. Vielleicht würde der Herr Baron uns sagen, weshalb man der Insel Korsika nichts Gutes zutrauen darf.“

„Der Kerl und sein republikanisches Gesindel werden laufen,

wenn sie von preußischen Husaren attackiert werden," rief der aufgeregte Leutnant wieder. Ein beifälliges Summen der Offiziere bestätigte die Worte. Auch die vom Zivil nickten mit dem Kopfe.

„Der Kaiser trägt hohe Stiefeln," sagte der Einnehmer, „die mögen ihn wohl bisher am Laufen gehindert haben. Denn diese Eigenschaft hat er noch nicht sehen lassen; wenn er es ja einmal versuchte, ist er noch immer vorwärts gekommen."

Wieder Stillschweigen. „Tun Sie, als wären die drüben nicht da," sagte der Einnehmer leise zum Doktor, „Sie müssen Ihnen zuerst guten Tag sagen." Das geschah auch. Nach einiger Zeit, als der Fremde gerade einmal von seinem Sitze aufgestanden war, erhob sich ein kleiner Herr in zimtfarbigem Rocke und blendend weißer Wäsche, trat zu dem Doktor, gab sich als Kammerherr von Bellerwiz zu erkennen und leitete das Gespräch mit den Worten ein, daß er den Vater des Herrn Doktors wohl gekannt habe.

Auf dem Markte erscholl rauher Anruf und Tritte. Mehrere der Anwesenden eilten an das Fenster. „Sie bringen ihn!" sagte der Stadtdirektor zu dem Kammerherrn.

Ein schlanker Bursche wankte, den Oberkörper vorgeneigt, zwischen bewaffneten Führern, an dem entblößten Haupte hatte er eine Hiebwunde, das geronnene Blut klebte in den Haaren und entstellte ihm das Gesicht. Vor dem Hause des Weinkaufmanns stand ein Brunnen, der Gefangene schrie mit heiserer Stimme: „Wasser!" und als die Wächter ihn fortstoßen wollten, warf er sich auf die Steine. Vergebens mühten sich die Männer, ihn in die Höhe zu bringen. Mit dem Stadtdirektor eilte der Doktor auf die Straße, holte Besteck und Verbandzeug aus der Tasche und erbat Erlaubnis, dem Mann die blutende Wunde zu verbinden. Die Frau des Weinkaufmanns trug mitleidig ein Handbecken herzu, und als der Verwundete auf die Schwelle des Hauses geschleift war, reichte ihm der Arzt einen Trunk, wusch und verband die Wunde und sprach ihm tröstend zu. Der Verwundete sah den Hilfreichen dankend an, erhob sich nach einer Weile schweigend und wurde auf Befehl des Direktors vorläufig in das Stadtgefängnis geführt.

In der Weinstube sagte der Direktor: „Der Mensch ist Untertan des Grafen und wird dort durch die Karbatsche von seiner Störrigkeit geheilt werden."

Der Doktor frug mit Teilnahme: „Was hat er verbrochen?"

„Er wollte ein Mädchen aus dem Dorfe des Grafen heiraten, welches untertänig ist, wie er, und da das Mädchen hübsch und sauber war, weigerte ihm der Inspektor die Ehe und bestimmte das Mädchen zum Dienst auf dem Hofe, wo sie ihre drei Jahre aushalten soll. Darüber geriet der Bursch außer sich, vergriff sich tätlich an dem Inspektor und entsprang."

„Der Graf soll den Kerl zu meiner Kompagnie geben, bei uns werden ihm die Mucken ausgetrieben," begann der Kapitän von Buskow, der die Garnison befehligte, ein hagerer Mann mit harten

Zügen, dem man wohl ansah, daß er die Fuchtel zu gebrauchen wußte.

„Was wird jetzt mit dem Unglücklichen geschehen?“ frug der Doktor.

„Er wird morgen dem Grafen ausgeliefert werden,“ antwortete der Stadtdirektor, „und hat von seinem Inspektor keine nachsichtige Behandlung zu erwarten.“

„Wie ist es möglich, daß er in die Hände desselben Mannes geliefert wird, den er beleidigt hat?“ frug der Doktor. „Ist er schuldig, sich an dem Gutsbeamten vergriffen zu haben, so gehört der Fall doch wohl vor das königliche Gericht.“

„Der Inspektor übt die Polizei auf den Gütern des Grafen, und der Graf hat die Gerichtsbarkeit über seine Dorfleute,“ belehrte der Stadtdirektor, „in Kriminalfällen hat der Inspektor erst dem Gericht Anzeige zu machen.“

„Und wenn er den Burschen vorher halbtot schlagen läßt, wie Sie selbst annahmen? oder wenn er ihn auf andere Weise im Ortsgefängnis mißhandelt, was wird dann geschehen?“

Der Stadtdirektor zuckte die Achseln und ging schweigend an seinen Tisch.

Da verließ den Doktor die Vorsicht, und er sagte nachdrücklich: „Zustände, welche dergleichen möglich machen, sind tyrannisch und im schreienden Widerspruch gegen die Gebote der Humanität.“

„Sansculotte,“ murmelte der Reiterleutnant halblaut.

Das Behagen in der Stube war gestört, die Herren verhandelten in leisem Gespräche, vom dritten Tisch ersuchten einige der Herren den Einnehmer, sie mit dem Gaste bekannt zu machen, und der Fabrikant drückte diesem kräftig die Hand und sprach seine Freude darüber aus, daß er sich in der Stadt niederlassen wolle.

Als der Doktor mit seinem Vertrauten auf den Markt trat, begann der Einnehmer: „Die drei Tische, welche Sie heut gesehen haben, finden Sie bei uns überall. Die am ersten Tisch schwadronieren, wie der Baron, oder sie drücken lächelnd die Hände, wie der Kammerherr, der zweite Tisch versieht die Plackerarbeit des Staates und fügt sich, und der dritte denkt still auf seinen Vorteil und verzieht den Mund über die beiden anderen. Das übrige Volk aber sitzt stumm auf der Bank oder der bloßen Erde. Übrigens wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrem Eintritte bei uns.“

„Ich fürchte, nicht bei allen eine günstige Meinung erweckt zu haben,“ antwortete der Doktor, „ich habe Ihre Warnung von vorhin nicht beherzigt.“

„Das ist wahr, aber Sie waren stolz und menschenfreundlich. Sie werden im ganzen Kreise als Revolutionär herumgetragen werden, und jedermann wird begierig sein, Sie kennen zu lernen, am meisten unser Adel. Da Sie keinen Talar tragen, der mit Hieroglyphen bedruckt ist, was freilich das Wirksamste wäre, so ist schon etwas wert, daß Sie sich durch abenteuerliche Ideen von den hiesigen Menschen

unterscheiden. Kommen Sie, heut sind Sie mein Gast auf ein Gericht Gerngesehen."

Nach dem Essen ging der Arzt in das Gefängnis, wie ihm der Direktor während des Verbandes bewilligt hatte. Er fand den Burschen, dem die Arme von den Fesseln befreit waren, finster auf dem Schemel sitzen. Als er ihm die Wunde besorgt hatte und einige ermutigende Worte sagte, faßte der Gefangene plötzlich seine Hand, und die Tränen stürzten ihm über die bleichen Wangen. „Der liebe Gott bezahle Ihnen, daß Sie so freundlich gegen mich sind! Ich hätte den Inspektor nicht geprügelt, wenn er nicht meinem Mädchen schon lange nachstellte." „Erzählt mir von Eurem Mädchen," sagte der Arzt, „ich bin hier zwar fremd, vielleicht kann ich Euch doch in etwas helfen." Da begann der Bursch sein Mädchen zu rühmen und wurde darüber wieder weich. „Denkt auch, wie Ihr Euer Schicksal zum Bessern wendet," mahnte der Doktor, „habt Ihr nicht jemand, der bei dem Grafen für Euch sprechen kann?"

Der Gefangene schüttelte den Kopf und sah unwillkürlich auf ein Fenster seines Arrestes, welches in die Stadtmauer gebrochen war: „Der Inspektor soll mich nicht einsperren."

„Kann ich noch etwas für Euch tun?" frug der Arzt.

„Ich habe meine Mütze verloren," sagte der Gefangene finster. „Die Landjäger haben mich durchsucht und meinen Geldbeutel genommen, in dem einige Groschen waren, da kann ich nicht einmal zu einer Mütze kommen."

Der Doktor legte etwas Geld auf das Fensterbrett und verließ das Gefängnis.

Von dem Gefangenen ging er nach dem Gasthof und frug, ob der Kammerherr noch in der Stadt sei. — Der Wagen war bereits vorgefahren, doch wurde er von dem Bedienten gemeldet und angenommen. Er erklärte seinen Eintritt mit dem Wunsche, einem Herrn, der sich seines Vaters freundlich erinnere, sogleich seinen Besuch zu machen, und begann nach kurzem Gespräch: „Ich habe soeben dem Gefangenen den nötigen ärztlichen Beistand geleistet, der junge Mann ist in verzweifelter Stimmung, und die Sache kann weitere Folgen haben." Und er erzählte von der Eifersucht des Burschen. „Es war bereits davon die Rede," sagte der Kammerherr unbehaglich, „und der Mensch ist leider im Kreise nicht unbekannt, er gilt für einen guten Musikus und war zur Kirmeszeit und sonst in den Dörfern eine beliebte und auch gefürchtete Person; ich traue ihm wohl zu, daß er neues Ärgernis bereitet."

„Vielleicht könnte dies vermieden werden, wenn die Braut des Mannes nicht in den gefürchteten Hofdienst treten müßte."

„Das ist nicht zu verhindern," erklärte der Kammerherr bestimmt.

„Durch Ihr Fürwort," sagte der Arzt bittend. Der Kammerherr sah ihn erstaunt über diese Zumutung an.

Doch dieser fuhr beharrlich fort: „Ich habe den warmen Wunsch,

mir in dieser Gegend Wohlwollen zu erwerben, und ich glaube dasselbe dadurch zu verdienen, daß ich ein Unglück verhüten helfe. Dies würde hier der Fall sein, wenn sich ein anderer anständiger Dienst für das Mädchen fände."

„Ich freue mich ausnehmend unserer Bekanntschaft," schloß der Kammerherr sehr artig. „Und was jene Affäre betrifft, ich treffe noch heut mit dem Grafen zusammen, vielleicht finde ich Gelegenheit, ein gutes Wort einzulegen. Kommen Sie in die Nähe meines Hofes, so versteht sich von selbst, daß Sie nicht vorbeifahren."

Als es Abend wurde, stand der Doktor in seiner neuen Wohnung. Sie sah aus, wie viele andere, vielleicht etwas heller und sauberer; die Dielen von Tannenholz frisch gescheuert, die Wand mit blauer Kalkfarbe gemalt, die Möbel, bis auf eine alte verschnörkelte Kommode gradlinig, hager, ohne jeden unnützen Schwung. In der Stadt und auf dem Lande verkündeten bereits die Eingeborenen, jeder nach seiner Weise, das Lob des Gastes. Der Baron von der Reiterei schalt ihn einen frechen Bürgerlichen, den man schon ducken werde, der Kammerherr sagte daheim: „Er ist dreist, aber er ist ein geistreicher Kopf." Die Gastwirtin lobte den artigen Dank, mit dem er von ihr geschieden war, der Fabrikant erklärte seiner Frau: „Zu dem könnte ich Vertrauen haben." Sogar ein armer Flüchtling gedachte in dieser Stunde des Fremden, während er mit blutenden Händen das Gitter seines Kerkers aus den Steinen brach, und der Einnehmer sagte, vor seinem Schrank die Bände von Jean Paul liebevoll betrachtend: „Endlich eine Seele mit höherem Schwung."

Am nächsten Morgen kam die Wirtin des Doktors und erzählte, daß der Gefangene in der Nacht ausgebrochen sei. „Wohin kann er sich geflüchtet haben?" frug der Doktor den Einnehmer. Dieser wies nach dem Gebirge: „Wahrscheinlich wird er Schmuggler, denn er weiß in der Gegend Bescheid." Und als der Doktor in der nächsten Woche, einem Briefe des Kammerherrn folgend, auf dessen Gut kam, sah er bei der Hausbedienung ein sauberes Mädchen, welches ihm durch die traurige Miene auffiel. Als er in den Wagen stieg, stand sie hinter dem Bedienten auf den Stufen und betrachtete ihn unverwandt. Auf dem Rücksitz fand er hinter dem Kissen einen kleinen Nelkenstrauß eingeklemmt, und bald erfuhr er, daß die Kammerherrin selbst sich entschlossen hatte, die Braut des Flüchtlings in ihren Dienst zu nehmen.

Es wird Krieg

Es sah nach Krieg aus. Zuerst wurde diese Möglichkeit an der bewaffneten Macht erkennbar, die Offiziere drillten eifriger, schritten noch stolzer als sonst durch die Gassen und wurden in der Weinstube lästig, weil sie mehr tranken und wetterten und allzu oft das französische Gesindel mit kräftigen Worten aufrieben. Auch unter den

Honoratioren war die Heiterkeit geschwunden; es wurde viel leise geredet, und es gab heftige Erörterungen. Der Stadtdirektor klagte über die Arbeitslast, und der Einnehmer fand keinen Beifall, als er erzählte, der Hauptmann habe die Kompagnie angelernt, nur immer geradeaus auf Napoleon loszurücken und diesen durch Pelotonfeuer zu erschießen.

Dennoch erschreckte die Nachricht, daß der Krieg erklärt sei. Wurde er auch, wie jedermann wußte, in weiter Ferne geführt, so handelte es sich diesmal doch um weit mehr als um einen Marsch nach Polen. Die Kompagnie sollte ausrücken. Die Offiziere hielten am Abend vorher mit einigen Bekannten vom Landadel ein festliches Gelage, und die Soldaten empfingen von dem guten Willen der Quartiergeber eine letzte Mahlzeit. Am Morgen schlug der Tambour Reveille durch die Straßen, und die Soldaten eilten aus den Quartieren, die älteren begleitet von ihren Frauen und Kindern, welche bitterlich schluchzten. Als sich nach langen Vorbereitungen die Kompagnie in Bewegung setzte, schritten die Offiziere mürrisch und durch die schlaflose Nacht verstört dem Tore zu, und die Angehörigen der Kompagnie drängten, das Geleit gebend, zu beiden Seiten. Auch die Schwester des Hauptmanns, das kleine Fräulein von Buskow, zog in ihrer schwarzen Enveloppe auf dem Bürgersteige vorwärts, um ihrem Bruder noch so lange als möglich nahe zu bleiben, und die Leute, welche wußten, daß sie heut das beste Recht hatte, wichen, wo sie ging, teilnehmend zur Seite. Die Soldaten aber brachen rechts und links aus und nahmen noch einmal von ihren Frauen oder Mädchen Abschied, viele mit nassen Augen; nur die Polen unter ihnen, welche aus Südpreußen als Rekruten zugeführt waren, sahen gleichgültig geradeaus und hofften in der Stille auf eine Gelegenheit, dem verhaßten Dienst zu entweichen. Die Bürgerschaft aber, jung und alt, stand fast vollzählig auf der Straße oder an den Türen und rief den Scheidenden Grüße zu. Oft waren Offiziere und Mannschaft ihnen verleidet gewesen, heut dachten sie doch daran, daß die armen Leute in Gefahr und Tod gingen, viele Quartierwirte steckten ihren Soldaten auf dem Wege gefüllte Flaschen zu, und Fleischer Beblow versprach dem seinen noch am Tore zweimal wöchentlich Kost für Weib und Kind.

In den nächsten Wochen kam den Bürgern ihre Stadt still und leer vor; sie vernahmen nicht mehr die täglichen Signale der Garnison, nach welchen sie sich gerichtet hatten, fast wie die Soldaten, und sie spotteten, daß alle Zunftgenossen, welche in ihrem Erwerb zurückgekommen waren, mit einem unförmlichen Säbel an der Seite den Wachtdienst bei den Toren versahen. Zuweilen kamen noch durchziehende Truppen, und lange Reihen von Proviantwagen rasselten auf dem Pflaster, auch die Schwadron, bei welcher der Baron stand, ritt durch die Stadt, und der Leutnant hielt vor der Frühstückstube an, ließ sich ein Glas Wein auf das Pferd reichen, schleuderte das geleerte Glas großartig auf die Steine und jagte seinen Reitern

nach. Doch blieb die Schwadron nicht lange aus; an einem Mittag war sie wieder da und zog langsam, ohne Begeisterung in entgegengesetzter Richtung zurück. Täglich umstanden die Leute das Posthaus und drängten sich nach Briefen und Zeitungen. Aber in den Zeitungen war wenig zu lesen, nur zahllose Gerüchte kamen aus den großen Städten, meist Gutes verheißend; und wenn jemand auswärts gewesen war, liefen die Leute an den Wagen des Heimkehrenden und frugen ihn aus. Eine schwüle Erwartung lastete auf den Gemütern, jedermann hoffte, wenn er mit andern zusammen war, das Beste und redete tapfer, aber im geheimen fühlte jeder Zweifel und Bangen.

Eines Tages fuhr der Doktor über Land. Ein scharfer Windstoß pfiff an dem Wagen vorüber; die Pferde scheuten, der Kutscher wandte sich um. „Es ist etwas in der Luft," sagte er und knallte mit der Peitsche.

Der Doktor fuhr aus seinen Träumen auf. Vor der sinkenden Sonne erhob sich eine Wolkenbank, über ihm aber wölbte sich blau und lichtvoll der Abendhimmel, und ein großer Raubvogel, gefolgt von einer Schar Krähen, flog in der Höhe dahin. Und wieder schlug ein plötzlicher Windstoß an seine Wange, riß Blätter und Äste von den Bäumen und trieb sie im Kreise um Pferde und Wagen. „Es ist ein Wirbel," sagte der Doktor, „er zieht vorüber." „Das bedeutet was," rief der Kutscher und peitschte aufs neue die erschreckten Pferde. Sie fuhren im scharfen Trabe durch niedriges Gehölz, das sich zu beiden Seiten des Weges breitete; da schrie eine wilde Stimme: „Halt!" Aus dem Gebüsch sprang in brauner, verschossener Jacke ein Mann, der die Krempe seines Filzhutes tief in die Stirn gedrückt hatte. Der Kutscher hob drohend die Peitsche. „Ist dies der Doktor aus der Kreisstadt?" rief der Fremde.

„Was wollt Ihr?" frug der Doktor und faßte nach seiner Waffe.

„Kennen Sie mich noch, Herr?" Es war der Flüchtling, welcher einst dem Arzt den Verlust seiner Mütze geklagt hatte. „Eine große Schlacht ist gewesen im Sächsischen, die hiesigen Soldaten sind gelaufen wie eine Schafherde, den Offizieren ist es heimgezahlt, es liegen viele still auf der Erde."

„Woher wollt Ihr das wissen?"

„Ich fuhr über die Grenze mit einem Marketender, jetzt bin ich zurückgeritten, Pferde ohne Reiter waren genug zu haben. Der Franzose zieht heran, und der Inspektor wird auf das Strohbund gelegt. Sie wollte ich fragen, wie es meinem Mädchen auf dem Schlosse geht." — „Ich habe sie vor wenig Tagen gesund gesehen." — „Ich bitte, sagen Sie ihr: der Hans läßt sie grüßen, und sie soll mir treu bleiben. Jetzt wird bessere Zeit, und wenn der Franzose kommt, kann ich mich wieder im Lande sehn lassen."

„Wie dürft Ihr bessere Zeit hoffen für Euch und Euer Mädchen? Wenn der Franzose bei uns einbricht, dann werden wir alle unglücklich.

Versteht Ihr nicht, was feindliche Einquartierung heißt und Mißhandlung durch Fremde? Mit dem Kriege zieht Hunger und Krankheit ins Land, und ich sage Euch, nur ein schlechter Kerl freut sich über das Unglück seiner Heimat."

„Den andern mag es meinetwegen gehen wie es will, und Ihnen, Herr, wünsche ich nichts Böses, aber den Grafen und den Inspektor sollen die Franzosen streichen."

„Doch Ihr seid ein Preuße."

„Wenn die österreichischen Pascher mich einen Preußen gescholten haben, so habe ich sie geknufft, wie recht war," versetzte der Mann finster, „aber unter den Franzosen kann man auch leben."

„Denkt Ihr so, dann geht Eurer Wege, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben," versetzte der Doktor unwillig.

„Ich wollte Ihnen noch wiederbringen, das Sie mir damals gegeben haben," sagte der Bursch und legte Geld auf den ledernen Schurz des Wagens. Der Doktor beugte sich vor und schob das Geld weg, daß es auf den Weg fiel. „Fahr zu, Kutscher!" Die Pferde zogen an, und im Windgebraus ging's weiter. Nach einer Weile drehte sich der Kutscher um und rief in den Wagen: „Er steht noch am Wege, wo er stand."

Als der Doktor spät durch das Stadttor fuhr, rannten die Leute in den Straßen hin und her, auf dem Markt sammelten sie sich in Haufen um weinende Soldatenfrauen. Die erste Botschaft von einer verlorenen Schlacht war gekommen, und die Menschen gaben sich in Schreck und Klage dem Eindruck hin, oder suchten sich mit trotzigen Worten dagegen zu wehren.

Wie empörte Meereswogen durch den gebrochenen Damm über das schutzlose Land dahinfluten, so folgten jetzt die Unglücksbotschaften mit reißender Schnelle aufeinander. Das Heer geschlagen und wieder geschlagen, zur Kapitulation gezwungen und gefangen, der König geflüchtet bis in den entferntesten Osten des Staates, die Residenz in der Hand des feindlichen Siegers. Schrecklicher noch wurde dies gehäufte Unglück, das die Zeitungen verkündeten und das jeder vernahm, durch zahllose Berichte von einzelnen, welche selbst einen Teil der Schrecken erlebt hatten. Bald kamen Soldaten der Garnison zurück, einzeln oder in kleinen Haufen, die sich der Gefangenschaft durch die Flucht entzogen hatten; sie kamen ohne Waffen, zerlumpt, verhungert, klagten das Greuliche, das sie erlebt, und fluchten über die Offiziere, welche sie geführt. Der Feind zog näher heran, auch die Provinz hatte seinen Einbruch zu erwarten, die Festungen allein vermochten ihn durch ihre Gegenwehr aufzuhalten. Seit einem Menschenalter hatten die Bürger der Stadt keinen Krieg gesehen, nur ältere Leute wußten aus ihrer Jugend von den Feldzügen Friedrichs II. zu erzählen. In gesetzlicher Ordnung hatten die Lebenden Gedeihen und Glück gefunden. Jetzt auf einmal sollten sie herrenlos und rechtlos dem Gelüst eines übermütigen Siegers preis-

gegeben sein. Da war kein Wunder, daß der Kleinmut in die Herzen drang und daß mancher an Flucht dachte.

Der Stadtdirektor kam aus der großen Stadt zurück, ging mit gesenktem Haupt umher und vertraute endlich kummervoll seinen Getreuen, daß der mächtige Minister, welcher an des Königs Statt die Provinz regierte, in Gegenwart vieler Räte mit gerungenen Händen geklagt hatte: alles sei verloren. Der Einnehmer machte eine Dienstreise nach der nächsten Festung. Nach der Rückkehr saß er bei seinem Glase stiller als sonst und antwortete auf die Fragen, was er vernommen habe, bärbeißig: „Nichts; nur einen Anschlag hoher Obrigkeit habe ich in der Festung gelesen. Wir alle sollen den feindlichen Truppen mit Bereitwilligkeit und Höflichkeit entgegenkommen und nach Kräften ihre Forderungen befriedigen. Ich hoffe, Männer und Frauen werden sich das gesagt sein lassen. Da wir sie in den nächsten Wochen erwarten dürfen, so mag jeder die Zeit benutzen, neue Gardinen aufzustecken und sein Silberzeug für die Franzosen zu putzen; denn, wie man hört, picken diese gleich den Dohlen nach allem, was glänzt.“ Das ließen sich die Städter gesagt sein, und in den Häusern begann heimliches Pochen, Graben und Mauern.

Aber die kopflose Sorge wich in dem Volke bald männlicheren Gedanken; einige der Edelleute, welche in der Friedenszeit mit alten Rechten und ererbtem Ansehen stolz über dem Volke gestanden hatten, bewährten sich jetzt als beherzte Männer, welche wohl wußten, daß ihnen ihre Vorrechte große Pflichten auferlegten. War auch das alte Heer geschlagen, sie waren bereit ein neues zu rüsten, mehrere tausend Förster und Jäger in der Provinz trugen die Büchse, groß war die Zahl der heimgekehrten Soldaten, und nach Hunderttausenden zählten die Männer, die den Gutsbesitzern untertätig dienten; in Herrenhöfen und Bauerndörfern stand ein guter Schlag Pferde. In wenig Wochen vermochten sie ein neues Heer aufzustellen. So dachten die besten vom Adel, aber auch in den Städten und auf dem Lande arbeitete derselbe Gedanke.

Und die Feinde kamen.

Es war ein finsterer Dezembertag, als der erste feindliche Reiter, die Pistole in der Hand, durch das Stadttor ritt, hinter ihm ein Offizier und vier Mann. In deutscher Sprache frug der Offizier am Tore die Bürger, die aus den Häusern gelaufen waren, und als er erfuhr, daß keine Soldaten in der Stadt standen, sprengte er auf den Ring und stieg vor dem Gasthofe ab, ein junger, blühender Mann mit gebräuntem Antlitz. In der Torfahrt verhörte er wieder den Wirt, der ihm zögernd Bescheid gab, und nachdem er sich versichert hatte, daß in der Nähe nichts von den preußischen Truppen gesehen worden war, quartierte er sich gemütlich ein und forderte ein Frühstück und den Arzt. Dem eintretenden Doktor stellte er sich vor: „Kapitän Dessalle. Es ist nur ein Ritz in das Fleisch, für den

ich Ihre Hilfe erbitte," sagte er höflich in französischer Sprache, zog seine Uniform aus und wies eine tiefe Wunde am Arm. Der Doktor verband schweigend. „Wir kommen als ungebetene Gäste," sagte der Fremde lachend. „Sie werden sich an uns gewöhnen müssen, mit Ihrem Könige und seinem Heer geht es zu Ende."

„Das wird der Himmel verhüten," versetzte der Arzt.

„Der Himmel ist denen günstig, die sich selbst zu helfen wissen, das versteht unser großer Kaiser am besten. Ist Ihnen gefällig, mit mir zu frühstücken?" Der Doktor dankte.

Am Abend war die Wirtsstube mit Gästen gefüllt, denn die Bürger eilten neugierig zum Trunk, um den jungen Feind zu betrachten, der sich so ungezwungen unter den Würdenträgern der Stadt niederließ, als gehöre er dorthin. Während die Leute leise darüber stritten, ob er ein Franzose war, da doch seine Mannschaft aus Schwaben stammte, zog er die kleine Tochter der Wirtin an sich und fuhr ihr durch die blonden Locken. „Meine Puppe kann ich dir nicht zeigen," sagte die Kleine zutraulich, „die habe ich vor den Franzosen versteckt. Dort unter dem Schenktisch liegt sie und schläft, wo der Vater das Geld und die silbernen Löffel vergraben hat."

Die Leute lachten. „Ach du Unglückskind," rief die entsetzte Wirtin. Der Fremde aber holte ein Geldstück aus der Tasche, „hier hast du einen französischen Groschen, bitte deine Mutter, daß sie dir dafür einen hübschen Husaren kauft."

Und als er sich artig grüßend in seine Stube zurückgezogen hatte, rühmte ihn die Wirtin: „Der ist von ganz anderem Schlage, als unsere hochnäsigen Offiziere."

Es ergab sich, daß die Feinde herangeritten waren, um eine Anzahl Pferde in Empfang zu nehmen, welche der Kreis dem Feinde zu liefern hatte, und der stolze Stadtdirektor verhandelte demütig mit dem Offizier, der sich so sicher und überlegen zu gebaren wußte, als sei er schon lange Regent der Landschaft. Am andern Tage wurden die Pferde, zumeist aus den königlichen Ämtern, auf den Ring geführt. Der Tag verging unter Hufgeklapper und trübseligen Verhandlungen, bis endlich die Gäule im Gasthofe und einigen nahen Ställen untergebracht wurden. Die wenigen Reiter, welche den Franzosen begleitet hatten, schliefen in den Ställen.

Im Morgengrauen des nächsten Tages pochte es an das geschlossene Stadttor. Als der Torwächter öffnete, sah er den wohlbekannten Reiterleutnant aus der nächsten Garnison, hinter ihm den Junker, einen Unteroffizier und dreißig Gemeine der Schwadron. „Wo liegt der Feind, und wieviel sind ihrer?" frug der Leutnant. Sobald er den Bescheid erhalten, rückte das Kommando in die Stadt. Die hinteren Ausfahrten der Häuser, in denen die Einquartierung lag, wurden auf den Rat des Unteroffiziers besetzt, die Reiter drangen ein und fingen zwei Gemeine, welche gerade die Pferde putzten. Doch ging der Überfall nicht ohne Lärm ab, und dem feindlichen

Unteroffizier gelang es, sich mit zwei Mann nach dem Gasthofe zu schleichen. Da befahl der Leutnant seinem Kommando,. vor dem Gasthofe aufzureiten.

Ein Fenster öffnete sich, der Fremde sah heraus und frug in französischer Sprache: „Guten Morgen, meine Herren, was steht Ihnen zu Diensten?“ Als Antwort fiel ein Schuß, den einer der Reiter ohne Kommando abgab. Der Franzose dankte im nächsten Augenblick in gleicher Weise, und der Reiter stürzte verwundet auf das Steinpflaster. „Ihr alle habt denselben Willkommen zu erwarten, wenn ihr euch nicht fortmacht,“ rief der Fremde. Zur Stelle saßen einige Mann ab, drangen in den Gasthof und auf die enge Treppe, aber der Franzose trat mit seinen Pistolen in die Stubentür und rief ihnen zu: „Wer von euch sich untersteht heraufzukommen, den schieße ich nieder wie euren Kameraden.“ Da hinter dem Zornigen drei Karabiner im Anschlag lagen und die Stürmenden keinen Befehl erhielten, die Treppe und Stube mit Gewalt zu nehmen, so wichen sie abwärts, und hinter ihnen wurde das Haus von vorn und hinten verschlossen. Das Kommando zog sich zurück und machte in achtungsvoller Entfernung auf dem Ringe Halt. Unterdes hatte sich der Platz mit Neugierigen gefüllt, der Baron ritt unter die Bürger und rief: „Herr Beblew und Meister Schilling, ich ersuche Sie, in den Gasthof zu gehen und dem Feinde vorzustellen, daß er sich gutwillig ergebe, er muß ja die Unmöglichkeit einsehen, sich zu befreien.“ „Das ist nicht unsere Sache,“ antwortete Schuster Schilling mit Kopfschütteln.

„Ich versichere euch auf meine Ehre,“ ermutigte der Leutnant, „ihr werdet nicht erschossen, nur ich habe das zu befürchten, wenn ich mich nähere.“

Die Bürger traten schweigend zurück. Der Doktor, welcher herangekommen war, sah, wie der alte Unteroffizier errötete und unwillkürlich die Faust ballte. Das Kommando hielt unschlüssig, der Leutnant ritt vor demselben hin und her. Auch der Doktor fühlte, daß ihm die Wange heiß wurde, und rief: „So dürfen die Leute nicht stehen bleiben, ich bin bereit, mit dem fremden Offizier zu verhandeln.“

„Ich lasse Sie nicht allein gehen,“ sagte der Einnehmer. „Wenn wir aber als Abgesandte zu diesem gallischen Helden eindringen, so ist Vorsicht nötig; ich verlange einen Trompeter.“

Ein junger Reiter ritt freiwillig vor. „Bleibt Ihr nur zurück, mein wackrer Junge, ich wünsche zivile Musik. Holt Eure Trompete, Turmwächter Steinmetz, und marschiert vor uns her, Ihr seid, so lange Ihr blast, sicher wie in Abrahams Schoß.“

„Mir ist unbekannt,“ sagte Steinmetz bekümmert, „was bei dergleichen Handlungen gebräuchlich ist.“

„Es wird heut nicht so genau genommen,“ tröstete der Einnehmer.

Die Trompete wurde geholt. Steinmetz der Türmer schritt in Parade vor. Da sein Gemüt schwer belastet war, so geriet er auf das Signal, welches er oft in ähnlicher Gemütsstimmung vernommen hatte, und blies das Stück, welches gebräuchlich war, wenn ein Husar Spießruten lief.

Der Gastwirt ließ eine kurze Leiter durch das untere Fenster herab. Die Herren stiegen, von dem fremden Unteroffizier geleitet, die Treppe hinan und richteten dem Franzosen ihren Auftrag aus. Dieser aber wies die Pistolen, welche auf dem Tische lagen und antwortete: „Ihr Offizier soll heraufkommen, mich zu holen, wenn er es vermag; lebendig bin ich nicht zu haben, und jede weitere Verhandlung ist unnütz.“ Mit diesem Bescheide verließen die Gesandten den Gasthof. Als sie zu dem Kommando zurückkehrten und die Antwort überbrachten, ritt der Unteroffizier heran und rief in grimmiger Bewegung: „Herr Leutnant, ich bitte um Erlaubnis, mit einem Beritt abzusitzen und den Feind gefangen zu nehmen.“

„Nein,“ antwortete der aufgeregte Leutnant, „es ist Befehl, Verlust an Menschenleben zu vermeiden, mag der Franzose bleiben, wo er ist, wir reiten hinten herum und holen die Pferde aus den Ställen.“ So geschah es. Das Kommando schwenkte in eine Nebengasse ein und zog mit einem Teil der Pferde, welche der Franzose requiriert hatte, wieder zum Tore hinaus. Die Leute verliefen sich, der Markt wurde leer. Als der Doktor einige Stunden später in den Gasthof gerufen wurde, fand er den Offizier zum Aufbruch bereit. „Ihr Kommando ist artig gewesen,“ rief der Fremde lachend dem Eintretenden zu, „es hat mir die Hälfte der Pferde zurückgelassen. Sind das die Husaren Friedrichs des Großen? sie verstehen, in den Hintergassen herumzureiten.“

„Sie werden nicht immer so vorsichtig geführt werden,“ versetzte der Doktor finster.

Nachdem der Verband erneuert war, legte der Fremde ein Goldstück auf den Tisch. „Ich bin Ihnen Dank schuldig.“

„Sie haben mir nur Gelegenheit gegeben, meinen Beruf zu üben,“ antwortete der Doktor höflich. „Es ist meine Pflicht, jedermann hilfreich zu sein. Von einem Feinde nehme ich kein Honorar.“

Der Fremde sah ihn scharf an, aber er nickte beistimmend: „Vielleicht treffen wir uns einmal wieder und nicht als Feinde, denn der Kaiser pflegt festzuhalten, was er erobert hat, und dies ist die Zeit, wo alte Throne in den Trödelladen kommen.“

Kurz darauf trabte der Franzose mit seinen Reitern und den Pferden aus dem Tor.

„Der Baron ist entlarvt,“ sagte der Einnehmer, dem Fremden nachsehend, „und doch wäre mir lieb, wenn das Pferdegetrappel von heut früh nicht zu meinem Alten mit dem Krückstock heraufgeschallt hätte.“ Er wies auf das Bild des Königs, an dem ein Trauerflor befestigt war.

Aus Gustav Freytag „Die Ahnen“ (Aus einer kleinen Stadt)



Breslauer Rathaus

Breslau

Das Lob der Weit=Berühmten Stadt Breßlau 1677

Meiner Hoch=werthen und Hertz=geliebten Mutter!
Besungen von Einem dero Treuen Söhne.

Unser weit berühmtes Schlesien ist ein Auge,
du aber dessen Aug=apffel.
Schlesien ist ein grüner Lust-wald,
du aber dessen Lorbeer-baum.
Schlesien ist ein schöner Himmel,
du aber dessen hell-strahlende Sonne.

Beltz' Bogenlesebuch * Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

Breslau im Wandel der Zeiten

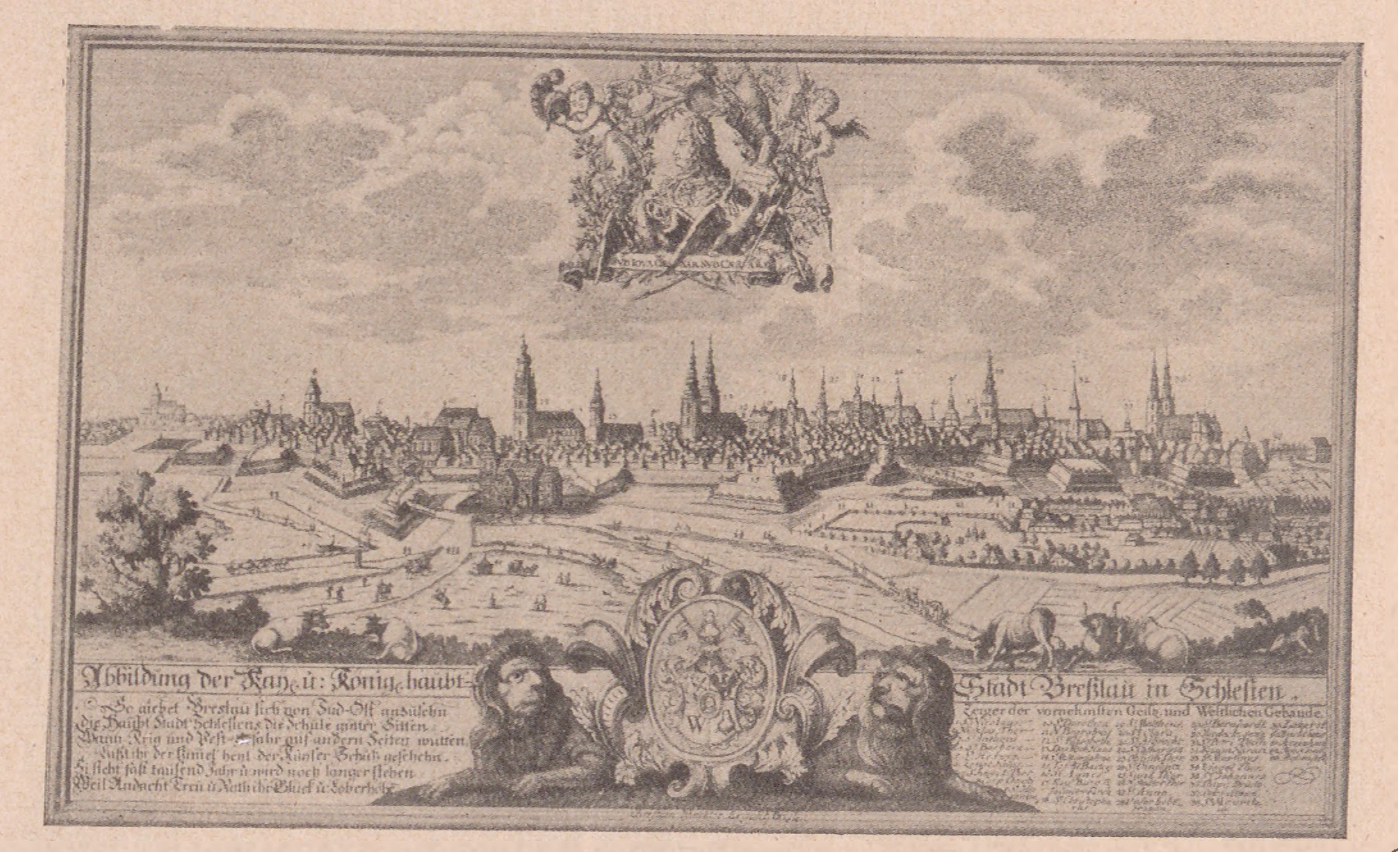
Es ist eine stimmungsvolle Wildnis. Entlang dem vielzerrissenen Ufer eines träge dahinfließenden breiten Gewässers, an dessen Saume hohes Schilf seine grünen Fähnchen im Lufthauche beben läßt, zieht sich im majestätischen Gründuster ein Urwald. Nur spärlich rinnen, gleich Goldtropfen, einzelne Sonnenstrahlen durch die ein einziges, riesiges Gewölbe bildenden Wipfel in das Gewirr der Farrenwedel und saftigen Staudengewächse. Um tote Baumriesen, die der Sturm niedergebrochen hat und über die das Moos seine verfilzte Decke zieht, prangen blaue Glockenblumen auf schwanken Stengeln und duften die weißen Blütensterne der Erdbeere. Die Hochfluten haben tiefe Schluchten weit hinein in den Wald gerissen. Schwarze Wassertümpel, an deren Ufer es in allen Farben blüht, erfüllen die tiefsten Stellen. Auf dem Rande dieser Schluchten im feuchten, geheimnisvollen Dunkel breiten sich seltsam gestaltete Eibenbüsche, welche schwarzgrün schimmernde Äste gleich Armen nach allen Seiten hin strecken. Allerlei Vogellaute erfüllen die Waldeinsamkeit mit Leben. Zuweilen knisterts im Unterholz. Ein Reh äugt durch das Gesträuch, ein Hirsch zeigt sein stolzes Geweih, ein Eber wühlt grunzend im Moose nach Eicheln.

Auch drüben über dem Gewässer tritt Laubwald hart ans Ufer, so daß der Fluß, wenn ihn nicht die rotgoldnen Lichter der Morgensonne und die Purpurgluten der Abendsonne küssen, in tiefgrünem Dämmerlicht hinfließt, aus dem die mitten im Wasser auf breiten Blättern schaukelnden gelben Nixblumen träumerisch emporblicken.

Wir verfolgen das einsame Gewässer aufwärts. Da zeigt es sich, daß der Wald des anderen Ufers nur einen schmalen Werder bedeckt, der von den Nebenarmen eines großen Stromes umspült wird. Bei der Windung des Ufers taucht er auf in seiner ganzen, im Sonnenschein glitzernden und funkelnden majestätischen Breite, der waldgesäumte Oderstrom.

Gleichzeitig grüßt von einer zweiten ihm vorliegenden Insel endlich eine menschliche Ansiedlung. Dicht am Ufer im Schatten von Holzapfelbäumen steht eine Reihe armseliger mit Schilfrohr gedeckter Lehmhütten. Nur flache, spärliche Furchen zeigen Spuren einer kümmerlichen Bebauung des Bodens. Aber aufgespannte Netze und aufgehängte Angelschnüre und im Uferschilf schaukelnde Einbäume verraten den eigentlichen Beruf dieser Anwohner. Es sind schwarzäugige, dunkelhaarige, sehnige Gestalten von slawischem Stamm. Kunstlos ist ihre aus Fellen hergestellte Bekleidung, scheu ihr Wesen. Sie wissen nicht mehr, wann ihre Vorväter in diese Einöde kamen, und noch namenlos ist ihre Heimstätte.

* * *



Prospekt der Stadt Breslau, von Süden gesehen

Kupferstich von Christian Winckler, um 1730

Es sind Jahrhunderte vergangen. Anno 1100. Das Uferwaldbild hat sich verändert. Zwar wiegen sich die Goldkelche der Nixblumen noch immer im kosenden Hauche, und fröhliches Vogelgezwitscher schallt aus dem Walde des Werders. Aber diesseits am rechten Ufer des Stromgebietes haben Ansiedler den Urwald ausgerodet und einen Damm gegen die Hochfluten aufgeworfen. Wo ehemals stille Lagunen tief in den Wald reichten und moosbärtige Baumgreise ihre Wurzelstöcke ausspreiteten, zeigt sich eine Reihe rohrgedeckter Lehm- und Holzhütten im Schatten dunkelbelaubter Apfelbäume. Auf den Feldern dahinter gedeiht goldene Gerste, grauer Roggen und blaßrötliches Heidekorn. Wo einst das Geheimnis des Urwaldes herrschte, regt sich und bewegt sich, schafft und klopft, plaudert und lacht warmblütiges Menschenleben. Freilich macht sich im grellen Sonnenschein der ganze ungewaschene und ungekämmte Naturalismus des altslawischen Dorfes breit, in dessen Staube nackte Kinder jauchzend im Spiele sich mit den Ferkeln wälzen. Aber ein Hauch von Kultur ist doch schon über das Völkchen hingegangen.

Am oberen Ende des Dorfes leuchtet inmitten eines von Weißdorn umhegten Friedhofes, vor welchem ein kunstloses Kruzifix steht, eine weißgetünchte Kapelle mit spitzem roten Dache . . . Aber bei alt und jung steht es doch fest, daß der böse Cernibog zuweilen nachts auf pechschwarzem Rosse durch die Fluren jagt, besonders im Winter, wo man die Hütten verrammeln muß, weil die Wölfe in ganzen Rudeln heulend das Dorf belagern, so daß vor Angst die Kinder weinen und das Rindvieh brüllt.

Am untern Ende des Dorfes, wo man die Stromarme überblickt, liegt eine Schenke. Schon längst nimmt ein lebhafter Handelsverkehr von Süden und Norden gerade hier seinen Weg über den Strom, wo die Inseln sein Überschreiten erleichtern. Seit einiger Zeit ist vom linken bis zum rechten Ufer eben mit Benutzung der Strominseln ein langer Brückenzug aus mächtigen Balken gefügt worden. Es ist nun gar nichts Seltenes, daß eine Tafelrunde von hochgewachsenen, kühnblickenden Blondbärten aus Deutschland am rohgezimmerten Tische unter der alten, noch vom Urwalde übrig gebliebenen Eibe um den Metkrug sitzt, während die entbürdeten Rosse auf dem Anger grasen oder mit den Troßknechten vor der Dorfschmiede halten. Dieser grauhaarige Schmied mit dem rotblond schimmernden Barte war der erste Deutsche, der sich hier bei den dunkelhaarigen Slawen ansiedelte. Er ist der einzige freie Mann des Dorfes. Alle andern sind Hörige, seit sich das große Polenreich über das Land erstreckt.

Volles Glockengeläute klingt über den Werder. Eine Prozession von Kähnen, besetzt mit den zur Kirchfahrt buntgeschmückten Bewohnern des Uferdorfes, bewegt sich den Flußarm aufwärts nach der jenseits gelegenen Insel . . . Welch anderes Bild gegen einst! Auf einer Landzunge ragt eine gemauerte Feste, flankiert von vierschrötigen Türmen und umgeben von einer roh geschichteten Mauer. Hier residiert mit seinem Burggesinde und seinem reisigen Gefolge ein Statt-

halter des Herrschers. Einen Bogenschuß entfernt, am anderen Ende des ansehnlichen Inselfleckens erhebt sich eine langgestreckte Basilika auf gemauertem Unterbau mit einem schlanken Glockenturme. Gegenüber wohnt im stattlichen, weitläufigen Gehöft der Bischof. Es herrscht ein buntes Leben auf der Insel, und der Burgflecken, der einen slawischen Namen trägt, aus dem später „Breslau“ wurde, gilt bereits als einer der wichtigsten Plätze des weiten polnischen Reiches.

* * *

Ein Vierteljahrtausend später . . . Die polnischen Herrscher gebieten schon längst nicht mehr über das Land, welches nun einen Teil des Hausstaates der Luxemburger bildet. Es ist in der letzten Zeit des klugen Kaisers Karl IV. Man nennt sie in seinen Landen die „goldne“. Von den früheren Hütten unseres Uferdorfes ist keine Spur mehr vorhanden, und das slawische Völkchen, das in ihnen leichtherzig in den Tag lebte, ist wie vom Winde verweht . . . Längs des erhöhten Dammes sieht man in dichterer Reihe als einst stattliche, mit Schindeln gedeckte Fachwerkgehöfte von deutscher Bauart. Nirgends fehlt das Wurz- und Kräutergärtlein, und hinter den Hofraiten gedeiht edles Obst.

Weiterhin ins Land dehnt sich die Flur. Da leuchten die saftig grünen Krautäcker, da wallt silbern das Korn, da glänzt der goldene Weizen, da duftet der Hanf, und auf den Rainen weidet breitstirniges Rindvieh. Der tief in die Scholle greifende deutsche Eisenpflug entlockt dem Boden strotzende Fülle. Der in weite Ferne zurückgedrängte Wald hat nur einzelne Büsche an sickernden Gräben im Felde zurückgelassen. Schon seit einigen Menschenaltern sind hier die Deutschen seßhaft. Sie eroberten das ganze Land — aber nicht mit dem Schwerte — sondern mit Beil und Pflug, Hammer und Kelle. Es ist ein Volk von freien Männern, die hier im Uferdorfe zinsen dem Kloster, welches die Rechts- und Territorialhoheit ausübt, aber freigewählte Schöffen „sitzen das Gericht und finden das Recht“.

Oberhalb des Dorfes steht inmitten des uralten Friedhofes an Stelle der vergessenen Kapelle eine auch schon altersgraue Dorfkirche. Dicht daneben aber breiten sich gleich einer besonderen Ortschaft mit behaglicher Geräumigkeit und in würdevoller Ruhe die zahlreichen und äußerst mannigfaltigen Baulichkeiten eines Prämonstratenserstifts aus. Da ist das Konventhaus mit seinem beschaulich gemütlichen Refektorium. Da ragen die romanischen Rundbogen der alten Klosterkirche mit seltsamem Schnitzwerk an Fenstern und Türen. Um die Höfe gruppieren sich zwanglos die Wirtschaftsgebäude, das Brauhaus, die Scheuern und Ställe. Das Ganze umgibt eine hohe Mauer mit Türmen. Wo sie am steilen Rande eines großen Teiches hinstreicht, umwuchert Gesträuch die steinernen Mauerrippen . . . Das Dorf steht im regsten Verkehr mit den frommen Brüdern und dem zahlreichen Klostergesinde. Man weiß draußen alles, was man drinnen sich lächelnd zuraunt von lebefrohen Mönchen . . . Aber auf das

Kloster läßt man doch nichts kommen. Denn alle Jahre um Johanni gibt's eine „Heiligtumsfahrt". Da werden in der Klosterkirche die vielen, vielen wunderkräftigen Reliquien des Stiftes ausgestellt; und es strömen von nah' und fern Tausende von Gläubigen zu Fuß, zu Wagen und zu Rosse herbei, um Heilung von mancherlei Gebrechen, Gewährung von allerlei Gnaden und Sündenvergebung zu erlangen. Die Prozessionen und das Glockengeläute und die Messen nehmen gar kein Ende, und das gibt einen gewaltigen Strom von Gold und allerlei Gaben und Geschenken in die Truhen des Klosters, und im Dorf blüht das Geschäft und die Bewohner des Uferdorfes heimsen eine erste goldne Ernte ein . . . . . Am derben Eichentisch unter der uralten Eibe im Garten des stattlichen Kretschams, der auf der Stelle der verschollenen polnischen Schenke steht, wird manch ein Krug weißflockigen Braunbiers geleert bis in die sinkende Nacht hinein, und aus der uralten, braven Schmiede schallt der Schlag der Hämmer und stieben lustig die Funken in den Abend heraus.

F. G. Ad. Weiß

Die Lümmelglocke

Pauken tönten und Drommeten, Geigen, Pfeifen kunterbunt,
als einst Breslau hat betreten weiland Kaiser Sigismund.
Man schrieb vierzehnhundertzwanzig, als des Einzugs Pracht man sah,
als in ihrem vollsten Glanz sich zeigte Wratislavia.

Denn zum erstenmal an Häusern waren Lampen angebracht,
die auch nachts die Wege wiesen — freilich nur für diese Nacht.
In der Kaisersburg erklangen fröhlich Fiedel und Schalmein,
und in lust'gem Reigen schwangen Ritter sich und Stadtfräulein.

Aber nur auf die Patrizier fiel der Kaisergnade Licht.
Breslaus Zünfte, die ereilte, furchtbar, ach, sein Strafgericht.
Die sich jüngst erst arg verschworen und geschürt des Aufruhrs Brand,
dreiundzwanzig Häupter fielen auf dem Ring durch Henkershand.

Und vom Kaiser, unserm Helden,
will die Chronik ferner melden:
daß der Herr der schles'schen Lande
oft im schlichtesten Gewande
und mit einfachem Gebaren
einsam durch die Gassen zog,
um zu lauschen, zu erfahren,
was der Bürger Herz bewegte,
was an Widerspruch sich regte,
was man wußt und — was man log.
Ach, oft war's ihm nicht zum Spaße,
was er hörte auf der Straße,
was der Bürger sich erzählte!
Einstens, heißt es, eilte schnell er,

von dem Hut das Haupt beschattet,
nieder in den Schweinschen Keller,
da der Durst ihn grausam quälte
und vom Laufen er ermattet.
Dort ließ er die müden Glieder
einsam auf der Holzbank nieder,
und der Schenker sah den Mann
kopfschüttelnd und prüfend an.
Doch auch dort fand er nicht Ruh;
denn am Tische just daneben
herrschte echtes Kellerleben,
und sehr lebhaft ging es zu.
Oh! die trutz'gen Zunftgenossen
offenbarten kecken Sinn.
Und mit jedem Kruge flossen
dreister auch die Reden hin.
Und sie spotteten und schmähten:
wie der Herrscher stets nur sinne,
alle Zunftmacht auszujäten,
daß er selbst an Macht gewinne.
Nur Patriziern leih der Kaiser,
feinen Frauen nur das Ohr,
und es wär doch recht und weiser,
ließ er auch den Bürger vor.
Wie er Glanz und Feste liebe,
wie er in der Burg leb prächtig —
wie der Bürger hungrig bliebe —
kurz, die Zeit sei niederträchtig!
Oh, da ward ihm trüb zumute,
unsrem Herrscher auf der Bank,
Schweidnitz's Schöps, der süffige, gute,
schmeckte ihm wie Wermutstrank.

Und den Kopf in beiden Händen,
hört er, wie man ihn verhöhnt,
und er kann es doch nicht wenden, —
da — die Lümmelglocke tönt!
Ruft — so sinnt er — nach dem Büttel?
Hält er hier ein Strafgericht?
Ach, dem Mann im schlichten Kittel
glaubt man doch die Würde nicht!

Und in Grübeln ganz versunken
sitzt er da in Grimm und Qual;
jene munkeln: „Der ist trunken!"
Horch! — Da tönt's zum andernmal!

Fremd war ihm des Kellers Sitte;
darum stützt er unverwandt
in der trutz'gen Zecher Mitte
fest den Kopf in seine Hand.
Und er lümmelt arg verdrießlich
und die Zecherschar im Saal,
alle blickten auf ihn schließlich —
horch, da klingt's zum drittenmal!

Und der Knecht tritt mit Frohlocken
hin zu ihm mit rohem Wort:
„Dreimal mahnt' der Klang der Glocken;
nun, Gevatter, müßt Ihr fort!"

Unter Hochruf und Gelächter —
es erdröhnte fast das Haus! —
warf des alten Brauchs Verächter,
warf — den Kaiser man hinaus.

Doch kaum war er fort, entdeckte
bald der Schenke, fein geschnitzelt,
mit dem Messer eingekritzelt —
was die Bürger arg erschreckte!
Von geschickter Meisterhand
deutlich dort zu lesen stand:

„Wenn mancher Mann wüßte,
wer mancher Mann wär,
tät mancher Mann manchem
wohl manchmal mehr Ehr!"
Und erst laut — vor Schreck dann leiser
tönt es aus der Bürger Reihn:
„Der das schrieb, das war der Kaiser;
möge Gott uns gnädig sein!" —

Und der Kaiser war genädig,
hieß von Buße alle ledig.
Nur zum Angedenken ward
an dem altberühmten Orte
mit des Kaisers witz'gem Worte
eine Tafel aufbewahrt. —

Lange diese Tafel blieb,
— weil ein Fürst im Keller rar ist —
bis ein Zweifler drunter schrieb:
„Wer weiß, ob's auch wahr ist."

Ludwig Sittenfeld

Ein Breslauer Garten des 16. Jahrhunderts

Wer heute unsere Weidenstraße durchwandert, wird kaum wissen, daß sich dort, wo jetzt das „Stadt Paris“ benannte Gebäude steht, vor 3½ Jahrhunderten ein Garten befand, den die damaligen Breslauer Bürger, alle die Stadt besuchenden Fremden geradezu als Wunder anstaunten, der von mehr als 70 Dichtern in kunstvollen lateinischen Versen verherrlicht worden ist. Es war der zur Jahrhundertausstellung 1913 unter den historischen Gärten von Professor Rosen nachgebildete Garten des Laurentius Scholz, eines durch seine Berufstüchtigkeit wie wegen seiner botanischen und allgemeinen Interessen berühmten Breslauer Arztes, der sich 1585 in unserer Stadt niedergelassen hatte und hier nach dem Vorbild italienischer Renaissancegärten — er hatte jahrelang im sonnigen Süden studiert — eine Gartenanlage schuf, die botanisch eine Sehenswürdigkeit bildete und als Stätte geselligen Verkehrs für das Breslau der Renaissance einen Kulturmittelpunkt ersten Ranges darstellte. Denn Scholz, als Schönheitssucher und Naturfreund ein echtes Kind der Renaissance, dachte sich seinen Garten als „Musensitz“ und veranstaltete hier in seinem „süßesten Asyl“ die schönsten Blumenfeste, seine „Floralia Vratislaviensia“, die eine auserlesene Gästeschar zu einer heiteren und lebendig-anregenden Geselligkeit vereinte, wie sie die Mediceer in ihren Villen gepflegt hatten.

Der größte Teil der den Garten preisenden Gedichte ist in unserer Stadtbibliothek aufbewahrt, und danach kann man sich eine getreue Vorstellung von der Einrichtung des Scholzschen Gartens machen. Er lag an der Weidenstraße, durch eine Mauer von ihr getrennt. Zwei große Alleen teilten ihn in vier in der Mitte durch Springbrunnen geschmückte Quartiere. Die erste Abteilung war ein Blumengarten, der neben einheimischen Pflanzen damals noch seltene ausländische Gewächse enthielt, wie die aus türkischen Gärten stammende Hyazinthe, die Tulpe, die Nelke, die Lieblingsblume der Renaissance. Die zweite Abteilung wies die größten Seltenheiten und Kostbarkeiten an medizinisch-botanischen Pflanzen auf und war infolgedessen Scholzens ganz besonderer Stolz. Hier blühte die Canna, das afrikanische Chrysanthemum, der Akanthus, hier sah man Kalmus, Majoran und Rosmarin, Pflanzen, die uns heute zur Alltäglichkeit gehören, damals aber noch sehr wenig bekannt waren. Indische Kresse wetteiferte an Farbenpracht mit großen Nachtschattengewächsen, und die südamerikanische Sonnenblume zeigte den erstaunten Besuchern ihre riesigen Goldblüten. Da war noch eine Pflanze mit unscheinbaren, fleischfarbenen Blüten und kleinen Knollen an der Wurzel. „Papas“ nannte Scholz das aus Quito stammende Gewächs. Es wird damals wohl niemand geahnt haben, daß dieser peruanische Gast einmal als „Kartoffel“ allgemeine Volksnahrung werden würde. Die dritte Abteilung zeigte ein in den Renaissancegärten so beliebtes Labyrinth mit Geisblatt, Ephen und anderen Schlingpflanzen. Rosen in allen Farben

und Größen hauchten hier ihren berauschenden Duft aus. Der letzte Teil war als Baumgarten angelegt. Da reiften Äpfel und Birnen, Pfirsiche und Aprikosen, türkische Pflaumen, Quitten, Stachelbeeren und Haselnüsse, Einheimisches neben Exotischem. Und dazu Goldregen und Schneeball und duftender türkischer Flieder.

Nicht jeder hatte den Vorzug, an den Scholzschen Blumenfesten teilnehmen zu dürfen. Mehr als neun — die Zahl der Musen — wurden nicht geladen, um den Zauber der Intimität nicht zu stören. Alles kam prächtig gekleidet. Unter den Damen sah man nur hübsche Gesichter, andere wurden nach der strengen Festordnung, die jeder beim Eintritt gedruckt erhielt, nicht zugelassen. Nach einem Rundgang durch all die Herrlichkeiten des Gartens mit seinen Blumen und Bäumen, Springbrunnen, Grotten und Statuen, nach Gesellschaftsspielen aller Art, bat dann der Wirt zum Mahle, das in einem an der Kreuzung der Hauptalleen stehenden Pavillon eingenommen wurde, den Gemälde berühmter Meister zierten. Das Speisegerät war auserlesene Renaissancearbeit, Blumen schmückten Tisch und Gäste. Wie bei den Symposien des Plato würzte eine angeregte und geistreiche Unterhaltung das Mahl. Auch Witz und Humor kamen zu ihrem Recht. Einer der Gäste trug ein Gedicht vor, ein anderer sprach über irgend eine allgemein fesselnde Aufgabe, worauf dann die Gesellschaft in lebhaftes Streiten verfiel. Der Becher machte eifrig die Runde. Man trank den Schutzgottheiten des Gartens, der Venus, dem Apoll, den neun Musen zu, und dann trat Frau Musika auf den Plan, und die laue Nacht hörte Gesang und Zither- und Geigenklang. „Was aber," so besagte die Gartenordnung, „bei dem Feste gesprochen oder nicht gesprochen, was getan oder nicht getan worden ist, das soll in den Wein geschrieben sein und nicht ins Gedächtnis. Wer sich am folgenden Tage doch noch daran erinnert, der möge sich daran genügen lassen, daß er es selber weiß, nicht aber anderen in der Stadt es ausplaudern. Wer aber diese Gesetze übertritt, der soll aus der Gemeinschaft der Guten ausgestoßen und aus der Zahl der Freunde gestrichen werden."

Nach einer alten Überlieferung

Ein Liebeswerk

Die Glocken von Sankt Maria Magdalena füllten die Frühlingslüfte mit ihrem Rufe, und die Gemeinde kam und harrte ihres Pfarrers und seiner Predigt.

Aber wie schon am Sonntage vorher, so geschah es wieder: der Pfarrer von Maria Magdalena erschien nicht. Ohne Trost und Labung durch das Gotteswort gingen die Bürger heim.

Der Rat der Stadt Breslau aber fragte Herrn Dr. Johann Heß, der drei Jahre zuvor — 1523 — zum Pfarrer an die Kirche zu Sankt Maria Magdalena berufen worden war: „Herr Doktor, warum wartet Ihr nicht Eures Amtes?"

„Ich will es euch sagen, ehrsame Herren!“ sprach Johann Heß. „Mein lieber Herr Christus liegt vor der Kirchentür. Ich will nicht über ihn schreiten. Wollt ihr ihn nicht hinwegnehmen, so will ich euch auch nicht predigen!“

Was aber vor der Kirche lag, das war ein Schwarm von Elenden, Bettlern und Kranken, und wenn sich auch viel faules fremdes Volk darunter befand, das sich in der Stadt durch milde Gaben erhalten ließ, blieb doch des wirklichen Elends genug.

Wohl hatte Herr Dr. Johann Heß den Rat schon einmal ermahnt, die Armut nicht also auf der Gasse liegen zu lassen. Es war auch ein Almosenamt eingerichtet worden; aber man hatte das Hilfswerk nur lässig betrieben.

Jetzt hörte der Rat des barmherzigen Pfarrers Mahnung besser. Und an einem Maimorgen gingen die Stadtknechte durch die Gassen und riefen aus, wer arbeiten könne und nicht wolle, der solle aus der Stadt gehen samt allen fremden Bettlern; wer aber arm, alt und gebrechlich sei und zur Arbeit nicht fähig, der möge am folgenden Tage in die Kirche zu Sankt Maria Magdalena kommen; dort würden vier Ärzte und Herren vom Rate das arme Volk besichtigen.

Als solches in den Gassen kund ward und das arbeitsscheue Gesindel von Ärzten und Untersuchung hörte, erhob sich mancher, der sehr kläglich und elend vor der Kirche gelegen hatte, und huschte gar gelenkig zum Tore hinaus. Viel fremdes Bettelvolk wurde auch durch die Stadtknechte fortgescheucht. Doch die wirklich Hilfsbedürftigen wurden untersucht und auf die Hospitäler der Stadt verteilt. Aber so groß war ihre Zahl, daß der Rat beschloß, aus den Erträgen der Sammelbüchsen in den Kirchen und aus Zuschüssen der Stadt eine neue Zufluchtstätte zu gründen, in der arme und hilflose Kranke aus der Stadt und von auswärts Unterhalt und ärztliche Pflege finden sollten.

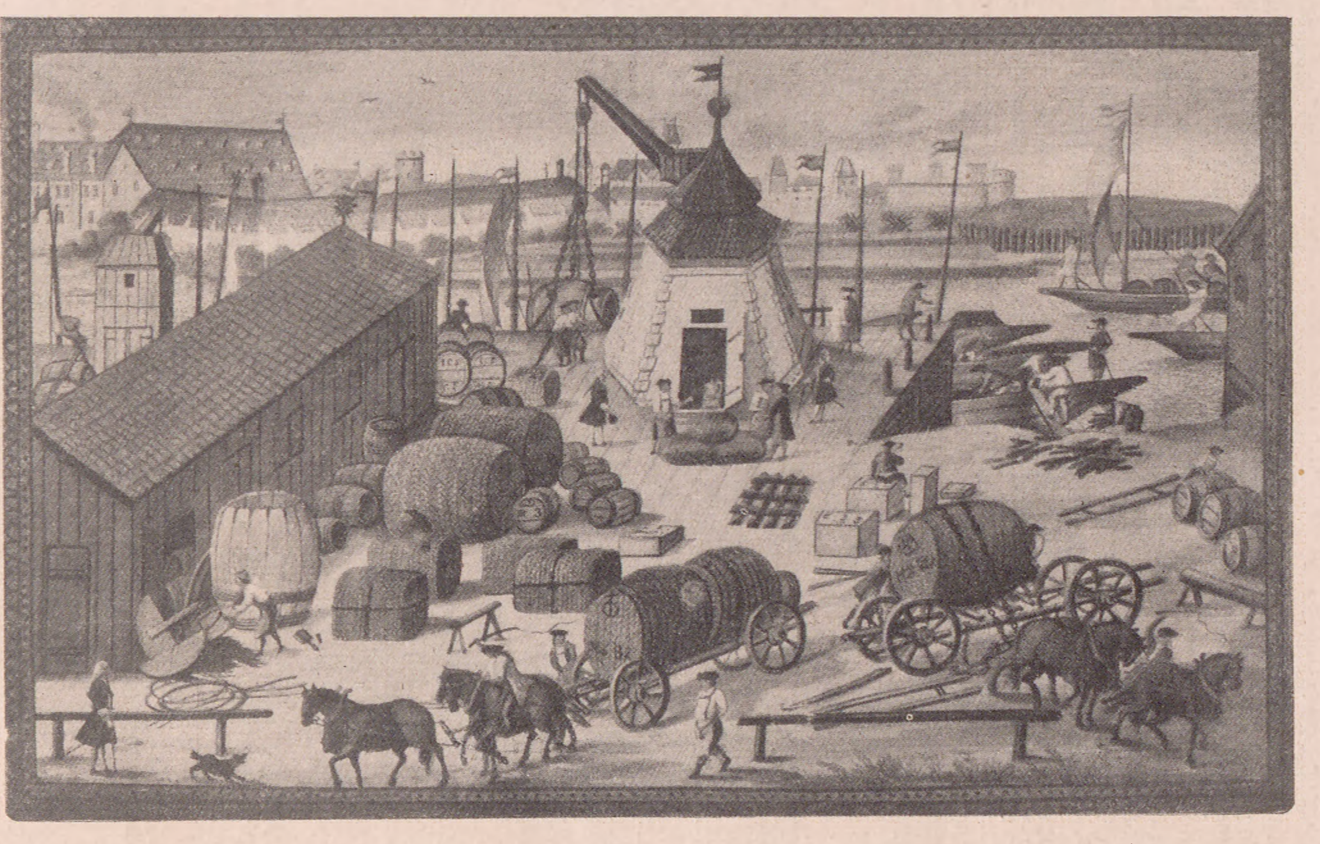
Und jetzt geschah etwas, das den Bürgersinn der Breslauer in schönster Weise zeigt und der Stadt zu hoher Ehre gereicht.

Johann Heß hatte zur Mildtätigkeit ermahnt. Da brachten die Karren bald an freiwilligen Gaben heran, was irgend zum Bau notwendig war: Steine und Holz, Kalk und Eisen. Dazu erschienen die Meister aus den bauenden Zünften. Alle arbeiteten mit ihren Gesellen um den Gotteslohn und taten es „so willig und fleißig, daß der Bau, mit dem man am 16. Juli (1526) begonnen hatte, nach zehn Wochen in allen vier Mauern stand und nach Jahresfrist vollbracht und herrlich angerichtet war“.

Jener Bau ist das Allerheiligenhospital, das noch heut bedeutend erweitert als ein Zeichen bürgerlicher Mildtätigkeit und als ein schönes Denkmal des wackeren Johann Heß steht. — — —

Johann Heß, der Pfarrer zu Sankt Maria Magdalena, war einer der ersten Geistlichen, die in Schlesien nach Luthers Lehre gepredigt haben. Durch ihn ist 1524 die Reformation in Breslau eingeführt worden.

Richard Müller



Die Breslauer Niederlage — Miniatur von Johann George Wangner

Breslau 1694

Vratislavia zu deutsch Bräslau, die Haubtstatt in dem Herzogthumb Schlesien ist gebauen vnd also genent worden von ein haydnischen Herzog Vratislaus, ligt an dem flußе Oder vnd Ola, hat veste starke Pasteyen vnd Mauern, einen weiten gemauerten wassergraben, also das Breslau keiner andern statt weichen mag, man sehe gleich an die schöne fortification, die herligkeit der gebäy oder geziert vnd pracht der kirchen, weite der gassen, ordenliche policey, eines ehrbaren weisen raths hogste fürsichtigkeit, manhait vnd gegen den Vnderthanen sanftmitigkeit, oder des gemeinen volckhs freindlichkeit vnd ehrbahren wandels, in summa dise statt ist durchgehens ein schön vnd lustreicher ohrt, in welchen vihl volckh, großr reichthumb vnd schöne weibsbilder z' finden sein. Sie ist zum offtern erweitert worden, wie aus den schwigbogen zu ersehen, welche vor disem die aufferften thor sohlen gewesen sein. Die statt hat acht haubtthor, welche von soldaten vnd burgern wohl besetzt vnd bewacht werden. Die schlissel zu solchen ligen auf dem rathhaus in des befelchhabers observation. Diejenige beaidigten, so die thor auf vnd zu schließen, haist man Circkler, dise dragen vnder den Mäntlen mit auf sich habent kurzen gewehr, mit convoy eines andern Burger / vnd soldaten die schlissel zum auf- vnd zuschließen, wans thor zugeschlossen, werden die schlissel, bis sie wieder in die verwahrung komen, mit allen Thorstehern beglaidet.

Bey den Hochzeiten ist folgenter Brauch: van bayde verlobte mit ihren gästen in die kirch kommen, wird der breidigamb von zway befreinden männern zum aldar gefiehret, vnd sodan auch auf der brauth seiten; diese männer bleiben ein jeter auf seiner seiten hinder ihnen stehen, alsdan geschieht von gaistlichen eine kurze sermon vnd darauf copuliert er sie, nach disen beglaitet ein jete bardey seine person in den kirchenstandt, betten noch was wenigs, vnd gehen haim, werden zu disch zu sitzen abgelassen, zu verhietung unnothiger complimenten. So hat es auch seine ordnung, wie lang man speissen vnd danzen darff, weil zu jeter Hochzeit ein stattknecht / gehen muß, darauff genau acht zu haben, das nicht iber die gebiehr gehandlet werde, vnd diser stehet an der Hausthür vnd examinieret alle, so ein oder ausgehen wohlen, vnd sie aus oder eindragen, damit kein vnheil bey solcher frohlichkeit vorgehe. kombt die abentzeit herbey, so zaiget ers offentlich an, vnd gehet davon, kombt er dan wider, zu sehen, ob man gehorsamb gelaistet, vnd befindet ers nicht, so ist man in der straff. Was unehrlich aber zusammenkombt, muß erstlich in gefängnus, vnd müssen einander behalten, auch wans wohl gehet, werden sie in der sacristeey under einem auf dem kopf habenden strohkranz, der ihnen vom bidel aufgesetzt wird, copuliert.

Die leichbegängnus bedreffent wird der armste mit singenden process begraben, vnd gehen zway gaistliche in weißen Cohr-Hembdern mit. Die choralisten, so die horas canonicas in der kirch täglich

singen müssen, worzu gemeiniglich arme studenten, so musici sein, sich gebrauchen lassen, dise dragen die leichter, vnd haben auch bey gemeinen leichen weiße cor-Hemder an, vnd werden 2 kerzen oder brenneten wachslichtern vohr den gaistlichen vnd hinder ihnen die leich gedragen; was vermöglicher, last sich mit 4. 6. 8. kerzen / vnd so vihl gaistlichen, sodan mit halben oder ganzen schuel process vnd ihren Herren praeceptoribus begraben: vnd was von adel wird effters mit zway auch allen 3 lateinischen schuel proceshen, vnd mit 16 oder 24 kerzen, 3 schenen vorherdragenten comifix, vnd vmb die bahr 24 wachserne fackhelen vnd so vihl in weißen cor-hembder gaistliche vnd 3 haubtkirchen geleith prompos begraben. Und das kostet auch ein ziemliches gelt, doch wird keine leich-predig, sondern zu haus von zway gaistlichen denen negsten befreinden eine leich-sermon vnd abdandhung gehalten.

Item hat es ein schön, groß vnd weites rath-haus, an welches vihl kaufmansgewelber gebaut, vnd neben solchen ist rings vmher der Marckht, da täglich von morgen frueh biß auf den abent allerhandt victualien vnd anders mehr zu erkaufen ist. Es hat auch schöne, saubere weite vnd zum theil lange gassen, vnd wird alles in guther ordnung weislich regiert.

Der Edle, gestrenge vnd Hochweise Rath bestet in 24 personen, vnd werden auch ledige doch manbahre vnd wohl meritierte personen in rath genohmen. Item es seindt von der fleischer-, beckher- vnd duchmacher-zunft, von jeter ein person im rath, die ibrigen Zünften sohlen dise Ehr verscherzt haben, aus folgenten, nämlich: es hat sich ein aufruhr in der statt zugedragen, als nun der ganze Magistrath auf dem rathhaus gewest, die sachen zu schlichten, hat man hinein gedrungen vnd den ganzen Magistrath herundergestürzt, worunder ausser bemelten Zünften alle sohlen gewesen sein, aniczo seindt vor alle fenster euserne starckhe gütter gemacht, vnd wird jährlich am selbigen dag das rath-haus zum Gedächtnus beschlossen gehalten. Die Herren des raths fuehren sich maistens in einer karuz mit 2 schönen gleichfärbigen / pferden, mit trabanten oder dienern neben der karuzen auf das rathhaus: vor disen Magistrath komen keine gemeine casus oder liederliche Händel, sondern es ist ein verstendiger wohl beretter vnd erfahrener man darzu, zu einem vogt verordnet, vnd citiren die burger vnd burgerinen einander selbst vohrn vogt, wihl eines nicht erscheinen, so ersucht man den vogt, das er mit dem bittel seine widerpart wohle citieren lassen, vnd dises wird vor einen großen despect gehalten: Der vogt dictiert auch nicht allzeit geltstrafen an, sondern nach befünden, weiset er maistens zum verglich, wihl aber eines vor den Magistrath appellieren, so mag ers thun, wan er geld genung hat. Es ist aber im nahmen des Magistraths eine qualificierte Person, vmb furfahlenter noth ein befelchshaber verordnet, der wonet hart am rath-haus, zu dem komet jeter man bey dag oder nacht, wan gewahlt geschicht: und bittet vmb hilf. Weil nun auf dem rath-haus jederzeit guethe beraithschaft

von burgernsoldaten vnd stattknechten, deren auch nicht wenig, so gibt oder schickht er also bald nach befindenuß von solchen dem noth-leidenden hilfe zu. Hat aber der Magistrath der gemeinde der statt was anzudeuten, so wird dem bittel solches schriftlich erthailet, diser setzt sich auf ein pferdt, ein bahr bueben / in Mänteln laufen vor ihm hin, auf einen schaidweg oder creuzgassen vnd schreyen 3 mahl, das Volk sich samle. Wan der reiter kombt, so list er das mandat ab, vnd das geschicht durch die ganze statt herumb, so wird auch bey nacht scharf gewachet, vnd sein auf jeter gassen zwai wächter die ganze Nacht, damit sicher fort zu komen. Geschicht was muthwilliges so haben die wächter sonderliche pfeifen, wodurch sie zur hilflaistung einander losung geben, vnd cito bey 50 vnd mehrer beysamen sein, und den muthwilliigen den kizel mit straich und gefengnuß zimlich ver-dreiben.

Es gibt auch schöne zeughäuser, kornspeicher, wasserkünste vnd feuerspritzen alda. Habe mit högster verwunderung angesehen die schöne feurs verordnung, der gleich nicht leichtlich in einer statt anzudreffen. Es gehet alles sauber vnd zierlich geklaidet, in dem die klaidung allda ser wohlfail zu bekomen. Es sein alle victualia auch in wohl-faillen Preis. Die Weiber aber in der statt spinen wenig, iberlassens den bauern oder kleinstättern, ein jeter aber nimbt ihres mans hand-werckh oder gewerb, so vihl sie vermag, an, vnd halten reinliche haus-haltung. Das biehr dessen zwayerlay, als scheps von waizen, dickh vnd schwarz gebrauet, vnd weis bier von gersten, ist auch wohlfeil, vnd darff kein kretschmer oder wirth zwai tag nach einander aus-schenckhen oder wirthschaft dreiben, sondern wan er heut wirtschaft gedriben, muß er morgen feyrn, vnd alles im hause vnd drinckhgeschirr saubern, als dan folgent dags wider ausschenckhen, aber fahs weis, vnd auf die Gassen darff ers alle tag geben.

Franz Ferdinand Ertinger

Als Breslau preußisch wurde

1. Breslauer tun den Preußen alles Gute

Den 31. Dezember 1740 früh blieben alle Tore geschlossen, nur die Pförtel daran waren offen, daß man aus- und eingehen, auch mit Radbaren fahren konnte; da war's sonderlich im Nicolastore er-schrecklich gedrange, weil die Kretschmerknechte entsetzlich viel Bier auf kleinen Schlitten hinausführten und auf den Achseln trugen, daß einer den andern jagt. Desgleichen ward Wein, Brot, Wildpret, Fisch, Fleisch und allerlei sonstiger Lebenzbedarf in Menge hinausgeschafft auf die Dörfer für die brandenburgischen Völker. Der König speiste diesen Mittag zu Pilsnitz, dem Herrn von Riemberg gehörig. Indessen sind heute früh doch noch 3 Hürdlerwagen voll Pulver in Fässeln nebst vielen Stückkugeln auf die Wälle geführt worden, daß also niemand sich in diesen wunderlichen Krieg finden konnte; denn hier schien es, als wollte man die Brandenburger totschießen, und dort

tat man ihnen alles Gute. Doch wurden hiernach die Breslauer von jedermann gelobt, daß sie sich schriftmäßig aufgeführt: So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Das wurde redlich erfüllt. Es war hübsch Winterwetter mit Schnee, galant zum Marschieren, nicht gar zu kalt. Mittags 12 Uhr kamen zum ersten 15 brandenburgische Husaren und um 3 Uhr wieder 12 in blauer Montur auf Schimmeln. Es ritten erstere bis ans Goldene Schwert, die andern am Stadtgraben hin auf den Schweidnischen Anger. Der Führer dieser Husaren rief unserer Schildwacht auf dem Wall zu: Grüß Dich Gott, Kamerad! Antwort: Schönen Dank!

2. Höchst merkwürdiges Jahr!

Anno 1741 den 1. Januar Sonntags war wohl ein höchst merkwürdiges: „Gott geb euch gesegnetes, fried- und freudenreiches neues Jahr", und die Losung der Stadt lautete: „Jesus sei bei uns". Die Bürger-Tambours gingen heut noch nicht das neue Jahr wünschen mit Trommeln, wie sonst gebräuchlich war. Denn man brauchte sie und die Spieler auf den Wachtposten. Die Constabler und Feuerwerker waren auch alle bereit auf ihren Posten, und die Stadtsoldaten waren nun schon seit Freitag nicht abgelöst worden, sondern beständig auf der Wache. Sie mußten mithin bei der Kälte nicht wenig ausstehen. Doch Gott sei Lob, daß alles glücklich und ohne Blutvergießen abzulaufen schien. Die Ausreuter hatten nun den Namen mit der Tat, mußten Tag und Nacht herumreiten und Berichtserstattung tun.

3. Die Truppen kommen anmarschiert

Diesen Neujahrssonntag, vormittag ½9 Uhr, kamen Ihro Majestät, der König Fridericus II. in Preußen, ein galanter, mutiger Herr, auf den Schweidnischen Anger in den Scultetischen Garten geritten und nahmen allda Wohnung. Der König schickte die Bevollmächtigten an die Stadt mit einem Königlichen Brief an den Herrn Präsidenten von Roth. Weil nun die Stadttore samt den Pförteln diesen und folgenden Tag völlig geschlossen blieben, so ward der Brief im Postkästel übergezogen und hurtig abgegeben. Erwähnte 2 Obristen gingen indes in des Glöckners Stube und warteten auf Antwort.

Indes kamen nun heute, vor- und nachmittags, die Königlich Preußischen Truppen anmarschiert. Die Neugier, solche zu sehen, trieb eine erschreckliche Menge Leute aufs Schweidnische Wall, ja gar auf die Stadttürme, von wo man sie in schönster Ordnung sah von der roten Brücke her anmarschieren. Auf dem Schweidnischen Anger zog die Kavallerie mit ihren Standarten, wie auch Dragoner und Grenadiers, in die herumliegenden Vorstädte und Dörfer: Gabitz, Neudorf, Huben, Herdain usw. Sie führten 2 große Kanonen, 4 kleinere und 2 Mörser, wie auch mehrere verdeckte Artillerie und Kugelkasten bei sich. Sie faßten nahe an den Toren Posto, stellten allent-

halben ihre Schildwachen aus, und weil die Acciser sich unsichtbar gemacht, bedienten sie sich der Zollhäuser zu Wachtstuben, heizten ein und wußten sich so schön und hurtig in alles zu schicken, als wenn sie hier zu Hause wären. Man wollte ihnen einen Wagen voll Bier hinausschicken. Weil wir aber niemand in die Stadt ließen, so ließen sie auch niemand weder aus noch ein. Mithin mußte der Schenke mit seinem Bier von der Schweidnischen Brücke wieder zurückfahren. In den Kretschamhäusern sang man zu der Zeit ein spaßhaftes Liedchen; davon hieß der Anfang und das Ende jedes Verses: Laßt ihn hereinkommen! Ei, er ist schon hinnen.

4. Ihro Majestät, der König von Preußen, kommt in die Stadt Breslau

Sobald der Neutralitätsvertrag unterschrieben war, marschierte die preußische Wache nahe vor den Toren ab; mithin wurden gegen 11 Uhr alle Stadttore wieder völlig eröffnet. Kurz vorher aber kam schon die Königliche Kuchel und Kellerei samt viel Bagagewagen, mit Maultieren bespannt zum Schweidnischen Tor herein, und die Herren Brandenburger kamen ohne Obergewehr gemächlich in die Stadt. Nach 11 Uhr kamen 36 Mann Gens d'Armes zu Pferd mit blanken Degen in der Faust und voranreitendem blasenden Trompeter zum Schweidnischen Tor herein, marschierten auf die Albrechtsgasse vors Gräflich Schlegenbergische Haus, dahin hernach 2 funkelneue Schilderhäuschen gesetzt wurden. Man dachte, der König käme zugleich mit diesen Gens d'Armes herein. Er ritt aber noch zum Ohlauischen- und Ziegeltor, seine Wachten zu besehen. Mithin ging die Rede, der König käme zum Ohlauischen Tore herein. Da lief alles Volk dahin, und niemand wußte einem recht zu sagen, wann oder zu welchem Tor der König hereinkäme.

Aber, siehe da! Punkt 12 Uhr kam er, mit einem Teile seiner Generalität, Hofkavaliers, Läufer und Pagen, zu Pferde, auf einem schwarzen englischen Rappen zum Schweidnischen Tor hereingeritten, sehr gnädig und leutselig. Voran ritt der Herr Stadtmajor Wuttgienau mit schlankem Degen in der Faust, dann folgten die 4 königlichen Läufer in orangeroter Kleidung mit silbernen Tressen reichlich besetzt. Alsdann kam der König mit dem Herrn Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin und andern Offizieren von hohem Range. Das Gräflich Schlegenbergische Haus, das königliche Quartier, hatten damals noch Ihro Eminenz, der hiesige Herr Kardinal und Bischof Graf von Sintzendorff, in Mietung, waren aber verreist. Die Möbel wurden derweil in andere Zimmer geschafft und verwahrt. — Wenn hernach der König ausritt, liefen allezeit obige 4 Läufer voran. Im Schweidnischen Tor hat eine Fahn Bürger und hereinwärts die Stadtsoldateska paradiert. Die Menge Volks, die in Fenstern lag und in allen Gassen stund, ihn grüßte und willkommen hieß, schien unzählig. Der König dankte jedermann freundlichst mit Abnehmung des Hutes und schaute sich munter um. Er hatte ein blau Sammet-

kleid mit Silber gestickt und silbernes Achselband und einen blauen Mantel um, denn es war kurz zuvor ein wenig Schneestöbrichwetter.

Dem König und allen Brandenburgern gefiel die Stadt Breslau und ihre höflichen Einwohner recht besonders wohl. Gott gebe, daß er Stadt und Land behauptet und unser gnädiger Herr wird! Diesen Nachmittag wimmelte die ganze Stadt voller preußischer Offiziere und Soldaten, lauter extra schöne Leute. Beim Einmarsch auf dem Ringe sagt ein Soldat bei Anschauung des Elisabethturmes zu seinem Kameraden: „Broder, dat is eene schmuck Stadt! Wann wy man dorfften hier blieven!“ Im Schweidnischen Keller war alles voll Brandenburger und funkelte von Grenadiermützen. Der Schenke kannte die brandenburgischen Sechspfenniger nicht und stund an, solch Geld zu nehmen, erhielt aber alsbald Order, es willig anzunehmen. Diese fremden Gäste rauchten Tobak im Keller, welches sonst nicht erlaubt ist. Ein lustiger Grenadier zündete mittags um 2 Uhr schon alle Lichter im Keller an, die dann bis in die Nacht fort brannten. Das war lustige Wirtschaft und ging alle Tage bunt untereinander. Die brandenburgischen Völker kauften in der Stadt vielerlei zu ihrer Notdurft ein, als Tuche, Strümpfe, Haarpuder usw.

5. Laternen werden zum erstenmal gebrannt

1741. Diesen Sonnabend (6. November) abends 6 Uhr sind zum erstenmal alle Lampen in den auf Pfählen stehenden Laternen auf der Albrechtsgasse und um den ganzen Ring, auch einen Teil des Salzringes, angezündet worden und haben also diese Nacht hindurch zum erstenmal gebrannt, worüber jedermann eine besondere Freude hatte. Doch brannten sie nicht recht hell, löschten teils gar aus, weil die Dochte zu hart gedreht und nicht stark genug waren. Es ward aber der Fehler bald abgestellt. Auf der Riemerzeile wurden die Laternen heute und morgenden Sonntag nachmittags an eiserne Arme aufgerichtet, weil daselbst wegen der auf die Gasse stoßenden Keller keine Pfähle gesetzt werden konnten. Die Viertel- und Gassenwächter mußten alle Tage wieder mit Öl füllen und abends hurtig anzünden. Es sind aber hernach besondere Laternenwächter hierzu angenommen worden. Auszüge aus einer handschriftlichen Chronik der Brüder Steinberger

Berennung von Breslau

Der König von Preußen hat Leut,
die seien dem Teufel gleich.
Kohlrabenschwarz.
Blaue Röcke haben's an,
Westen sind kein' Knöpfe dran,
wie jedermann wohl weiß.

Der General Bärenklau
kam vor die Stadt Breslau
Kohlrabenschwarz.

Er ließ dem Kommandant 'neinsag'n,
er müßt die Festung gleich hab'n,
er sollt's s' ihm geb'n.

Der Kommandant von der Stadt,
der viel Kouragi hat —
Kohlrabenschwarz.
Der ließ ihm wieder 'naussag'n,
er tät sein Leben dran wag'n,
er gäb' s' ihm net.

Drauf fing das Bombardement an,
wie man's nur wünschen kann —
Kohlrabenschwarz.
Hundertundneunundreiß'g
Bomma han sie eingeschmeißt:
Etsch! ham 's aber nit kriegt.

Volksmund

Franzosenzeit

Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Statt der erwarteten Siegesnachricht kam nach meiner Vaterstadt Breslau die von einem Verluste, dessen Größe die Gemüter kaum zu fassen schienen. Ein dunkles Gerücht war der traurigen Gewißheit vorausgeeilt. Eine dumpfe Dröhnung herrschte in der Stadt. Erinnerte man sich doch noch der kühnen Versicherungen, mit denen die Offiziere beim Ausmarsch Abschied genommen; klang doch noch eben im Ohr das Reiterlied aus Wallensteins Lager, das man im Theater singen ließ, um den Mut unserer fernen Streiter zu repräsentieren, während man dabei, etwas spät, um ihnen Mäntel anzuschaffen, Beisteuern sammelte; — und nun war alles unwahr, umsonst, verloren. Durch alle Klassen der Bevölkerung herrschte nur eine Stimme, dasselbe Entsetzen, derselbe Zorn, dieselbe Erbitterung, vielleicht auch dieselbe Ratlosigkeit. Die feindlichen Heere rückten heran, doch ließen sie uns einen Monat Zeit, um das Versäumte nachzuholen. Ob nur jemand vorher an die Möglichkeit gedacht, daß Breslau belagert werden könne, konnte man nach dem, was jetzt erst geschah, um einem Feindesangriff zu begegnen, bezweifeln. Ich entsinne mich, daß man mich herausführte vors Tor, wo sie die Bäume der schönen Allee fällten und Palisaden einrammten. Es war ein Gedränge von Schaulustigen, zumal Schulkindern. Man sagt uns: Seht euch das an, denn so etwas werdet ihr in eurem Leben nicht wieder zu sehen bekommen! — Man war in der politischen Wahrsagekunst nicht weiter als heute. Ein andermal — die Stadt ward in aller Schnelligkeit verproviantiert — entsinne ich mich, wie uns auf einer schmalen Brücke eine Herde Ochsen, die man mit militärischer Begleitung in die Stadt trieb, überraschte, und ich für meine Person habe dort,

zusammengepreßt am Brückenpfeiler, von diesen Freunden mehr gelitten als von den belagernden Feinden. Um Mitte November näherten sich die ersten feindlichen Korps der Stadt. Ich glaube nicht, daß viele Familien ausgewandert sind, im Gegenteil wanderten mehrere vom Lande ein. Teils lag die Erinnerung an das, was eine Belagerung bedeutet, den Breslauern seit dem Siebenjährigen Kriege zu fern; teils fürchtete man in kleineren Städten und auf dem offenen Lande mehr die Exzesse des Feindes als seine Kriegswut in den Mauern einer berühmten Festung. Überhaupt leuchtete in Schlesien schon damals etwas von dem tatkräftigen Feuergeiste auf, der später in der Monarchie wie ein Riese aus Schutt und Trümmern sich erhob. Das Freikorps des Fürsten von Pleß ist wenigstens ein Beweis dafür. Ein Graf Pückler erschoß sich aus Unmut, weil sein Plan einer allgemeinen Bewaffnung der schlesischen Jäger nicht gehörig unterstützt wurde. Man erwartete den kräftigsten Widerstand und träumte von Entsatz und Sieg. Indessen ließ mein Vormund meiner Mutter sagen, es sei Zeit, daß jeder Einwohner für sich und die Seinen an Mundvorrat und Schutz denke.

Das waren neue, ungewohnte Sorgen. Was bot Schutz? Breslaus altreichsstädtische Bauart hatte uns längst gelehrt, daß dieser schlimmenfalls nur in den feuerfesten, alten Häusern zu suchen sei. Die Mehrzahl der älteren Gebäude hat gewölbte Untergeschosse, größtenteils zu Kaufläden eingerichtet. Hierin quartierten sich die Bewohner dieser glücklichen Häuser oder noch tiefer hinab in die gewölbten Keller. Man überdeckte sie mit Balken oder Wollsäcken oder führte Mistlager auf die Dachböden. Das Haus, welches wir bewohnten, rühmte sich jenes Vorzugs nicht. Selbst leicht gebaut, stieß es vielmehr an ein Viertel der Stadt, wo die eng aneinandergedrängten Holzhäuser der Feuersgefahr volle Nahrung und gegen die Bomben statt Schutz nur verdoppelte Gefahr boten. Stelle ich mir diese uralten, eng an- und übereinander hinausgewachsenen Holzhäuser vor mit ihren morschen Galerien nach außen, wie sie sehr malerisch an vielen Teilen der alten Stadt, z. B. längs der Ufer des Flüßchens Ohlau, vorherrschen, so wundere ich mich, wie ein Bombardement, das so ernst war, nicht diesen historischen Teil der Stadt ganz vernichtet hat. Eine einzige Feuersbrunst, meint man, müsse sie in Asche legen; und doch trotzen sie noch heute den Feuerbränden und lachen seit Jahrhunderten den Polizeiverordnungen, welche jetzt das Zehnteil von dem Wagnis in ihrer Anlage für gefährlich erklären. Doch bot sich auch außer den Privathäusern mancher Schutz. Fast alle Gemeinde- und Staatsgebäude, auch die neuerlich aufgerichteten, sind im alten patrizischen Stil gebaut, der vielleicht mit als Ehrensache neben der Sicherheit betrachtet wurde. Unter diese gehörte die nicht unbeträchtliche Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster, welche 1806, wenn auch nicht im alten Glanze und in alten Rechten, doch noch in ihrer alten Unversehrtheit bestanden.

Zwei Dominikanerklöster, ein männliches zum heiligen Adal-

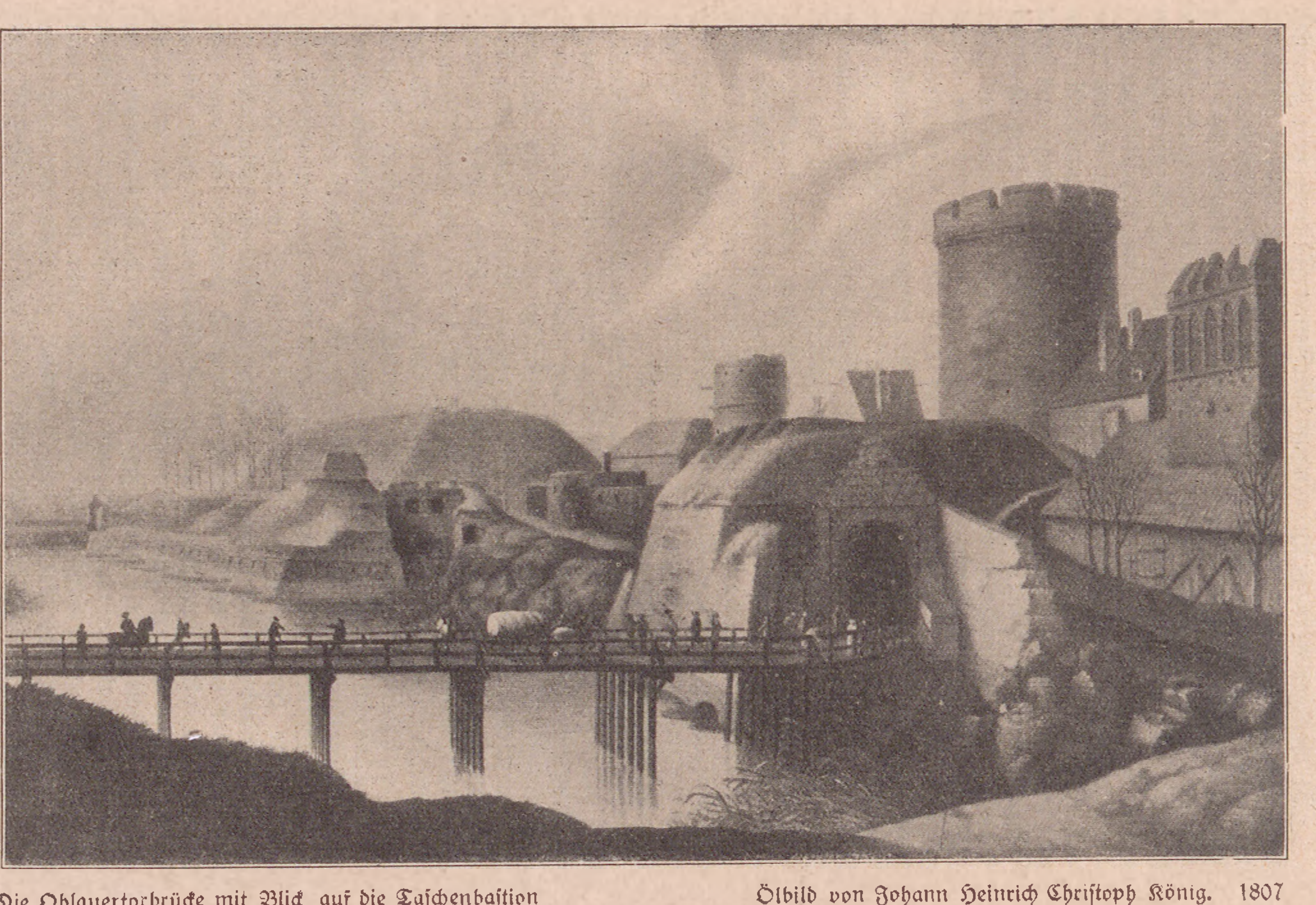
bertus und ein weibliches zur heiligen Katharina, stießen in der sogenannten Katterngasse (Katharinengasse) aneinander. Eine hohe Mauer trennte den Vorhof des Heiligtums der weiblichen Religiösen von der Stadt. Dem anwachsenden Knaben sollte das Heiligtum verschlossen werden, und schon sollte ich im vergitterten Sprachzimmer mit dem runden Schieber stehenbleiben, während meine ältere Schwester, die als Hilfeflehende kam, Eintritt erhielt. Aber der Krieg bricht auch Klosterregeln. Die gütige Priorin hatte unserer Familie in einer Zelle, die verlassen stand, Aufnahme gestattet, und mir strich man ein Jahr an meinem Alter. So wurden viele Familien hilfreich in den Klöstern aufgenommen und die Vorhöfe mit uneigennütziger Menschenfreundlichkeit besonders den Armen geöffnet.

Die Stadt war schon berannt, die ersten Kanonen donnerten, alles war in Aufruhr, und eine stürmische, regnerische Novembernacht brach ein, als unsere wenigen Habseligkeiten und Vorräte, die uns der Klosterraum mitzunehmen erlaubte, in die Kutsche gepackt waren. Fünf Personen dazu, außer dem Kutscher, mußte das eine Pferd ziehen, denn der Kutscher getraute sich unter dem Donner der Geschütze nicht, zwei Pferde zu regieren. Der Weg war nicht weit, aber welch ein Weg! Ängstliche Gesichter, geschlossene Türen, spärliche Lichter an den Fenstern, Trommelschläge, der Generalmarsch, Regengüsse, heulender Wind, Kanonenschüsse nah und fern. Der Neumarkt war überfüllt mit podolischen Ochsen, die man noch zuletzt eingetrieben. Der unwillige, zaghafte Kutscher mußte sich durch das Hornvieh und seine fluchenden Führer Schritt um Schritt Platz erbitten. Auch die Katterngasse, in die wir bogen, war schon zum Teil besetzt. Die Ochsen folgten uns. Das Tor, als wir hielten, war bereits vor uns belagert. Die Unteroffiziere, welche den Tiertransport gebracht, hämmerten und schlugen daran und fluchten, daß die krachenden Geschütze gegen das Toben matt erschienen. Preußische Unteroffiziere aus der alten Zeit hatten eine Macht im Fluchen, die man heute nur noch aus der Überlieferung kennt, und hier hatten sie dazu einen Grund. Sie sollten oder wollten die Ochsen in den Vorhof des Klosters bringen zum Übernachten, und die Nonnen, welche diese Einquartierung nicht wollten, hatten den Torweg fest verrammelt. Dem wortreichen Geschütz der Belagerer setzten sie ein viel wirkungsvolleres entgegen, ein tiefes Schweigen. Das Tor ließ sich nicht erbrechen, die Mauer nicht überklettern, sie waren im Vorteil gegen die Belagerer und nur wir im äußersten Nachteil. Was vermochten schwache Frauenstimmen, die unter dem Gießen des Regens, dem Heulen des Windes, dem Krachen der Geschütze, dem Donner der Soldateska und dem Brüllen einer Herde scheuer Ochsen um Einlaß baten? Zum Übermaß des Unglücks wurde der Fuhrknecht durch das immer stärker werdende Schießen selbst so eingeschüchtert, daß er auch fluchte: auf uns, das Unglück und die Nacht, und keine Minute länger warten wollte. Mitten unter den wütenden Unteroffizieren und dem unruhigen Hornvieh mußten wir die Betten, Geschirre, Butter-

fässer, die Säcke mit Reis, Mehl, Grütze und was auf dem Wagen war, auspacken, und wo es Platz fand, im Kot hinstellen, denn der Kutscher hatte mit dem durch die Schüsse immer scheuer werdenden Pferde zu schaffen und erklärte, daß ihm sein Leben lieber wäre als Geld. Er fuhr fort, und der Himmel goß immer stärker. Da endlich, als wir schon ganz durchnäßt waren — man denke sich eine Mutter mit zwei kleinen Kindern in dieser Lage — öffnete sich im Turme ein kleines Fenster, und man winkte uns seitwärts. Ein Nebenpförtchen tat sich leise auf und — wir sind selbst und unsere Effekten auch ins Kloster gekommen. Die Ochsen konnten nach Naturgesetzen nicht durch dieselbe Öffnung; wie es aber kam, daß die Unteroffiziere nicht auch den Weg fanden, weiß ich heute nicht mehr zu erklären. Auch im Kloster waren wir nicht sogleich geborgen. Es dauerte eine Weile, ehe die Jungfer Pförtnerin kam und uns schweigend durch Gänge und Hallen, noch dunkler durch das wenige Licht, das ihre Laterne auf die hohen Kreuzgewölbe warf, und unheimlich durch die vielen Nischen und Pfeiler mit buntgemalten, ungestalteten Märtyrerfiguren, treppauf, treppab führte. Mit unheimlichem Klange fielen die Türen und Schlösser hinter uns zu. Niemand begegnete uns, denn die Nonnen sangen die Hora im Chor, und der Gesang hinter den hallenden Mauern klang wie ein Grabeslied. Endlich langten wir in der hohen, dunklen, kalten und leeren Zelle, die man uns eingeräumt, erschöpft an, um uns auf eine Nacht vorzubereiten, die das preußische Geschütz, das von allen Wällen donnern sollte, um dem Feind unsere Wachsamkeit zu beweisen, schlaflos zu machen drohte. Aber die Erschöpfung war zu groß. Wir schliefen vortrefflich.

Die Berennung der Stadt hörte zwar schon mit dem folgenden Morgen auf, und Ein- und Ausfuhr wurden wieder frei, doch nur, damit Anfang Dezember eine desto engere Einschließung beginne. Die Zwischenzeit war benutzt worden zu neuen Verproviantierungen und zur Verstärkung der Besatzung; man wußte jetzt, daß es „ernst" kommen werde. Der Ernst hatte leider deutsche Helfer. Es waren zumeist Bayern und Württemberger, welche unter Napoleons Bruder Jerome das Belagerungsheer ausmachten.

Die Belagerung nahm an Heftigkeit zu. Breslau mit allen Außenwerken strategisch zu verteidigen, soll 20 000 Mann erfordert haben. Die Garnison mit Zuziehung der Invaliden und der königlichen und herrschaftlichen Jäger, die man in der Eile aus den Landbezirken zusammengetrieben, betrug kaum ein Viertel davon. Darunter befand sich das ganze aus Polen zusammengesetzte Regiment Thiele, auf dessen Treue nicht zu bauen war. Dennoch hatte die Festung eine andere Stärke, den glühenden Wunsch seiner Bewohner, bis aufs äußerste sich verteidigend, Schlesiens Hauptstadt in Ehren dem König zu erhalten. Aber man verstand damals noch nicht, dies edle Metall der bürgerlichen Begeisterung in geltende Münze auszuprägen.



Die Ohlauertorbrücke mit Blick auf die Taschenbastion

Ölbild von Johann Heinrich Christoph König. 1807

Je weniger man in der engumschlossenen Festung von draußen wußte, um so riesenhafter wuchsen die Gerüchte, die unsere Hoffnung nährten. Mehrere Stürme waren unter den Hauptwällen abgeschlagen worden; das Kleingewehrfeuer gellte durch die dichten Mauern uns ins Ohr, und ich selbst hatte im Klostergarten einige hereingefallene Musketenkugeln auflesen können. Zwar verunglückten die meisten Ausfälle, aber doch wußten wir, mit wieviel Hunderttausend die Russen im Anzug waren. Die Franzosen waren mehr als einmal total geschlagen. Der Fürst von Pleß stampfte Armeen aus dem Boden, und Schlesien konnte das Grab des napoleonischen Ruhmes werden. Alles dies beschränkte sich auf den Versuch jenes mutigen Parteigängers, mit seinem zusammengerafften, zum Teil nur mit Mistgabeln und Sensen bewaffneten Freikorps der Stadt zu Hilfe zu eilen. Kühn drang er bis nahe an die Vorstädte, aber vergebens waren seine Signale, vergebens beschworen Militärs und Bürger den Gouverneur zum Ausfalle. Es sei Blendwerk der Feinde, war die Antwort, und der Fürst mußte sich geschlagen zurückziehen. Dies war die einzige Hoffnung, die uns von außen kam; sie war verscherzt. Einsichtigere wußten bald, daß der Aufstand in Polen jede Aussicht auf Entsatz aus dem Norden abschnitt. Auch Glogau war gefallen, und mit immer mehr Geschütz füllten sich die unserer Stadt zugekehrten Batterien, vor der jetzt auch der gefürchtetste Name unter den französischen Generalen, Vandamme, drohend erschien.

Der Stadt, nicht den Wällen, galt der Kugelregen des Feindes, und während wenige Soldaten blieben, kamen desto mehr Bürger zu Schaden. Ernsthafte Brände bei Tag und bei Nacht; das Feuerkalb wetteiferte mit dem Krachen des Geschützes. Einzelne Bomben zerschmetterten ganze Häuser, und unzählige Giebel, die hoch und abenteuerlich ausgeschmückt nach der Straße ragten, stürzten dahin ein. Die Sieger, befremdet über einen Widerstand, der den Sturmesflug, welcher die anderen Festungen zwang, um mehrere Wochen hemmte, schienen mehr durch Schreck als Gewalt dies Bollwerk nehmen zu wollen. Doch wollte man wissen, daß das weiche Gemüt des nachmaligen Königs von Westfalen oft ein Erbarmen empfand, welches sein kaiserlicher Bruder, wenn er darum gewußt, sehr gemißbilligt hätte. Er ließ, wenn die Bomben gezündet, im Schießen innehalten, damit die Bürger löschen konnten. Je nachdem diese Schonung stattfand oder nicht, wollte man abmessen, ob Jerome im Lager war. Der Feind unterließ nicht, zu jenem Einschüchterungszwecke häufige Parlamentäre in die Stadt zu schicken. Es waren die glücklichen Stunden — oft kaum ein bis zwei —, wo die Versteckten aus ihren Kellern vorkrochen nach Luft und die Betriebsamkeit in Windeseile sich regte. Da holte man Nachrichten ein und Lebensmittel, da flog man in das Versteck der Freunde, zu sehen, wer noch lebe, sich die Hand zu schütteln und wieder fortzufliegen. Wehe denen oder vielmehr ihren Angehörigen, die von den ersten Kugeln außer-

halb ihrer Höhlen überrascht wurden. Wir benutzten diese günstigen Momente, unsere schwindenden Vorräte zu ergänzen.

Als bei der immer heftigeren Beschießung noch mehr Bomben durch das steile Dach zertrümmernd ihren Weg fanden, hielt man selbst die Gewölbe im oberen Stockwerk nicht mehr für Schutz genug, und die Lager sämtlicher Nonnen wurden in das große Refektorium oder den Speisesaal zu ebener Erde geschafft. In diesem großen, sehr hohen Saale breitete sich von nun an nächtlich Lager an Lager; auch uns und vielen von denen, die in den Nebengebäuden Aufnahme gefunden, gönnte die christliche Liebe unserer Wirtinnen Platz. Mit der längst beseitigten Klosterregel fiel hier jede Zurückhaltung ab, und gegen 50 geistliche und weltliche Frauen, auf ihren Matratzen und Betten sitzend, kniend und liegend, besorgten beim düsteren Lichte weniger an den Pfeilern hängender Laternen ihre Schlaftoilette.

Der Bestürzung, die ein fürchterlicher Bombenschlag verursachte, entsinne ich mich noch deutlich; es ist aber der letzte Moment aus meiner eigenen Klostererinnerung. Die fünfzig Köpfe und Leiber fuhren aus dem Schlafe auf, und — das Entsetzen! — in demselben Moment drang glutrot durch die kleine Pforte am anderen Ende des Refektoriums die Bombe selbst ein. So war es denn mit uns aus, wäre es nicht glücklicherweise die rote Handlaterne der Schwester Pförtnerin gewesen, die gerade mit dem Bombenschlage eintrat. Ob eine der frommen und nicht frommen Schwestern über die Ironie des Schicksals oder unsere schlaftrunkene Einbildungskraft gelacht hat, welche eine flammende Bombe gelassen durch eine geöffnete Tür eindringen ließ, darf ich billig bezweifeln.

Das Weihnachtsfest war traurig. Die gutmütigen Nonnen bedauerten die Kinder, daß Schneeflocken und Kugeln die einzigen Geschenke waren. Alle aber hatten dieselbe Furcht vor einer Bescherung des Himmels, in anderen Zeiten eine willkommene, vor dem klaren Frostwetter. Wenn die Gräben zufroren, erwartete man einen Sturm, den abzuschlagen die Kräfte fehlten. Auch ward das Desertieren der polnischen Soldaten gefürchtet. Diese Furcht war eitel. Das Bombardement ward mit Anfang des neuen Jahres schwächer. Auf häufige Intervalle folgte ein Waffenstillstand, dem Stillstande die Übergabe. Breslau ergab sich, nachdem die letzte Kuh geschlachtet war.

Von seiten des Militärs war nur eine Stimme des Unwillens und der Zerknirschung. Gemeine Soldaten, keine Freiwilligen, größtenteils nicht einmal Landeskinder, sah man erbittert ihre Gewehre zerbrechen und in die Gräben schleudern, um sie nicht in die Hände der Feinde zu liefern. Unter den Bürgern, die am meisten gelitten, zumal bei dem freiwillig übernommenen Stadtwachtdienst, herrschte keine Freude, und auch die Glocken, als sie zum ersten Male wieder läuteten, erweckten nicht das Gefühl von Freiheit und Sorglosigkeit. Nur unter den reichen Kaufleuten herrschte eine davon ver-

schiedene Gesinnung. Unsere Nonnen, die auch beim Auszug ihrer Gäste mit würdiger Uneigennützigkeit sich zeigten, sahen trübe in die Zukunft, die auch sie über kurz oder lang aus diesen altersgrauen Mauern treiben würde.

Ein Jammer anderer Art zeigte sich, als uns die Tore geöffnet wurden, in den verwüsteten Vorstädten. Die unglücklichen Bewohner hausten noch lange in Erdhöhlen unter Schutt und Trümmern. Die Laufgräben, mit verkohlten Balken überdeckt, waren Prachtgemächer gegen viele dieser Löcher, worin ganze Familien zusammengekauert lebten. Empörender für viele waren die von den Feinden entweihten Kirchen, in denen sie ihre Hauptwachen aufgestellt hatten. Die geplünderten Gebeine lagen umher, und die umgekehrten Särge waren zu Bänken und Spieltischen geworden. Leider bestätigte sich auch hier die traurige Wahrnehmung aus jenen unseligen Kriegen, daß deutsche Landsleute herrischer und grausamer als die Franzosen verfuhren.

Willibald Alexis

Breslau im Frühjahr 1813

Der Sinn für das Vaterland — die Flamme patriotischer Begeisterung — ging mir auf, als es damals hieß: die Franzosen sind geschlagen, Napoleon aus Rußland geflohen, seine Heere zerstreut, Deutschland kann sein Joch abwerfen; was wird Preußen tun? Und als es ferner hieß: der König verläßt Berlin, er wird nach Breslau kommen — das ist ein gutes Zeichen.

Ich lief hinaus vors Tor und erwartete mit einem Häuflein Breslauer an dem Gasthause „zum Bären“, eine Viertelstunde vor der Stadt, den ersehnten, den geliebten, den guten König, den redlichen Friedrich Wilhelm III.

Als der Wagen sichtbar wurde, schwenkten wir die Mützen und schrien ihm jubelnd entgegen, und alle jauchzten ihm zu: „Gegen Frankreich!“ Und ich jauchzte mit, die Augen voll Tränen, zum ersten Male von einem Gedanken ergriffen, von einer Meinung, von einem Gefühle des Vaterlandes.

Ob es im Jahre 1813 ein Gymnasium zu St. Maria Magdalena gegeben habe, ob in demselben gelehrt worden sei, das würde ich wahrhaftig gar nicht wissen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Klasse in Gegenwart des Lehrers der königliche „Aufruf an mein Volk und mein Heer“ vorgelesen worden. Die unerläßlichen „siebzehn Jahre“ überhörten wir; danach fragte keiner. Nicht einer fragte: „Wie alt bist du?“ sondern jeder rief: „Gehst du mit? Ich gehe!“

Es ist bekannt, wie jung und alt dem Aufruf genügte, wie Beamte und Handwerksburschen, Räte und Diener, Lehrer und Schüler sich dahin drängten, wo die Freiwilligen eingeschrieben wurden.

Wir gingen auch, wir armen Fünfzehnjährigen, wir drängten uns auch. Aber die Zeugnisse über die erreichten „siebzehn“ wurden

gefordert, und wer sich nicht besonderer Fürsprache erfreute, mußte wegbleiben. So auch ich. Meine Tränen hat Gott gezählt; ein Mensch vermöchte es nicht.

Damals gingen wir gesenkten Hauptes zurück und schlichen, unsere Mappen unterm Arm, nach der Schule — — sollten gehen, sollten schleichen. Ich tat es nicht. Mir schien die allgemeine Aufregung willkommene Ausrede; ich meinte im vollen Rechte zu sein, wenn ich bei solch großer Zeit die Schule mit dem Rücken ansah.

Was war da nicht zu sehen, zu hören, zu besprechen! Alle Plätze belebt, alle Gassen erfüllt von kriegerischem Geräusch, Truppen jeder Gattung, Waffen jeder Art. Soldaten und Bürger vermischt, vom gereiften Manne bis zum Jüngling, vom jungen Fürsten und dem rüstigen Beamten bis zum alternden Diener oder Handwerksmann mit dem Zeichen ihrer Wahl geschmückt, oft noch ohne Uniform, auf ihrem gewöhnlichen Rock ein bunter Kragen, über die Schulter ein Gurt, an dem das Schwert hing, Landwehrmänner mit Picken: alle in feuriger Hast, als wolle sich niemand Zeit nehmen, bis morgen zu warten, als dränge es jeden, schon heute in dieser Stunde durch Wort und Tat zu zeigen, daß er sich, seine Verhältnisse, sein Leben zum Opfer bringe. Riemer, Sattler, Schmiede, Schuster, Klempner, Schwertfeger saßen Tag und Nacht in ihren Werkstellen, um Kleider, Sättel, Waffen, Feldkessel zu schaffen und durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Arbeitern fehlte, von denen die meisten „Freiwillige“ waren. Wer daheim zu bleiben genötigt ward durch Geschlecht, Amt, Alter, Jugend oder Krankheit, der gab, was er konnte, andere auszurüsten; alle Sparbüchsen wurden geleert, viele Silberschränke geplündert.

Aus allen Provinzen fanden sich rüstige Kämpfer voll Mut und Treue in Breslau ein; jeder Tag brachte frische Kräfte, neue Kunde, steigende Begeisterung. Die Mütter weinten freilich, daß ihre Söhne sich nicht zurückhalten ließen: aber hätten sie's getan, hätten die Söhne den Bitten nachgegeben, die Mütter würden vor Scham vergangen sein; durch ihre Tränen strahlte der gerechteste Stolz.

Karl von Holtei

Wie Professor Steffens den Franzosen den Krieg erklärte

... Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gärung eine bestimmte Richtung geben konnte; Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausge-

sprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwischenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verflossen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Masse meiner Wohnung zuströmte. Der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Türe konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hause wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Ich hatte diese zwei Stunden in einem seltsamen Zustande zugebracht; was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüte gelastet hatte; ich sollte der erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa, da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt,“ sagte ich mir, „daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen.“ Tränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eignen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst.

H. Steffens

Derheeme

(1828)

Wie hust de dich doch seit verfluss'nen Jahren
so ümgewendt, schermantes Brassel du!
Was hust de nich fur Ungemach derfahren,
und justement, das sätzte dich in Ruh;
de Festung han se reene weggeschliffen ,
und Finken feifen, wu sunst Kugeln fiffen.

Zengstrüm blühn Blumen uf der ganzen Plane,
und wu ma giht, ihs alles frisch und grien;
im Wale schwimmen de schlohweißen Schwane,
ma sitt se mid a Wasserhiehndeln ziehn;
do ha't i'r Gänge, krumme und ooch grade,
in deutscher Sprache heeßt's: de Prumenade.

De Väter vun der Stad han's su derschaffen,
mit Müh und Kusten han se's irscht dermacht.
Wul mancher stund und liß de Gusche klaffen
und hat de kleenen Beemel ausgelacht;
de Beeme ober schiert kee sitter Pussen,
die wachsen furt mit sachtem unverdrussen.

Wer immer schön'der, grünliche Empore!
Wachs' immer mite, gude Vaterstad;
nischt hält dich uf! Sugar de kleenen Tore,
wu sust's Sperrkreutzermahndel sitzen tat,
ooch die sein furt. Nu wachs' ock, und verbreete
dich vulgens naus bas an de Kräuterreete.

Naus aus der Stad! Ich bin ja doch vum Lande,
ins Freie naus, do wird ma wieder frei!
Im Buchenwalde, wie im Kiefersande,
wu Beeme stihn, do bin ich ooch derbei!
Furt aus a Gassen! Schlaesing, ich kumm wieder,
mei Herz vull Treue und de Brust vull Lieder.

Karl von Holtei

Adresse der städtischen Behörden an den König

18. März 1848

. . . . Die Zeit ist in diesen Tagen mit Sturmeseile vorgeschritten, eine Aufregung hat alle ergriffen . . . Aller Verkehr hat aufgehört, der Handel stockt, der Geldmangel nimmt täglich zu, und so ist die Not auf das höchste gestiegen. Gerüchte, daß Rußland an unseren Grenzen eine Heeresmacht zusammenziehe und die Besorgnis, daß ein unseliger Zwiespalt die deutschen Völker trennen könne, erfüllen alle mit Schrecken. Bis jetzt haben wir in Wort und Tat die Ruhe in unserer Stadt aufrecht erhalten. Wir sind dies aber nicht länger imstande. Nur die sofortige Gewährung der Preßfreiheit und der sofortige Zusammentritt des Landtages in kühnem, raschem und entschiedenem Erfassen des Augenblicks lassen uns Rettung aus der Gefahr, lassen eine schöne, große Zukunft für Thron und Volk hoffen. Nur ein klares, unumwundenes Wort vermag Ew. Maj. getreuen Untertanen Beruhigung zu gewähren. Ew. Maj. beschwören wir, uns dieses Wort nicht vorzuenthalten; es ist: Kein Bündnis mit Rußland und innige, feste Vereinigung mit den deutschen Bruder-

stämmen mit Gewährung der höchsten Güter des Lebens, welche diese erlangt haben: Volkstümliche Verfassung, verantwortliche Minister, Religions-, Rede- und Preßfreiheit und Geschworenengerichte .....

Wendt

(Aus „Die Steinsche Städteordnung in Breslau")

Aus der Chronik

1000. Erste Erwähnung eines Breslauer Bischofs Johannes.

1017. Erste Erwähnung einer Breslauer Burg. Sie lag am linken Oderufer zwischen zwei Mündungsarmen der Ohle, etwa an der Stelle der Ziegelbastion (Holteihöhe). Auf dem linken Ufer lag auch der älteste (slawische) Kern Breslaus.

Um 1200 bestehen die Nikolaikirche im Westen, die Mauritiuskirche im Osten der Stadt. Letztere erscheint später als Mittelpunkt einer wallonischen Kolonie (1366 Weberdorf genannt). Um die Nikolaikirche das Dorf Nabitin oder Stapin (Tschepine), zwischen ihm und der Stadt das Falknerdorf (Sokolnice). Um dieselbe Zeit stand wohl auch bereits auf dem linken Oderufer an der heutigen Sandbrücke ein Kaufhaus der Deutschen, davon östlich und westlich am Strom herzogliches Land. Älteste Überbrückung der Oder, in der Mitte sich auf die Sandinsel auflehnend, nach der ansehnlichen Ortschaft Elbing hinter dem Lehmdamm hinüberführend.

1241. Beim Einfall der Mongolen oder Tataren in Schlesien flüchten sich die Einwohner Breslaus auf die Oderinseln, deren Besatzung alsdann die durchweg noch hölzernen Häuser der Stadt auf dem linken Ufer den Flammen preisgab. Damals ging wohl auch der romanische Steinbau des Domes zugrunde.

1242. Neugründung Breslaus als deutsche Stadt durch Herzog Boleslaw, den ältesten Sohn des bei Wahlstatt im Kampfe gegen die Mongolen gefallenen Herzogs Heinrich II., auf dem vom Flusse entfernter und höher gelegenen, vor dem Mongolenbrande meist noch nicht mit Häusern besetzten Gebiet. Anlage des großen Ringes als deutschen Kaufhofes und Erbauung der von ihm aus oder mit seinen Seiten parallel gehenden Straßen. Der Salzring, jetzt Blücherplatz, als slawischer Kaufhof. Im Süden und Westen Kaufmannsviertel, im Norden und Osten Handwerkerviertel. Kaufkammern (40 an der Zahl, in zwei Reihen einander gegenüberliegend, an der Stelle der jetzigen Elisabethstraße) und Fleischbänke errichtet. Ein innerer und ein äußerer Graben umschließen die neu gegründete Stadt, soweit sie nicht an die Oder und Ohlau stieß. Nur das Gebiet innerhalb des inneren Grabens ist zunächst mit Häusern besetzt; zwischen dem inneren und äußeren Graben liegen Gärten.

1244. Beginn des (gotischen) Dombaues auf der Ostseite der Dominsel.

1261. Die Schöffen von Magdeburg teilen das Recht ihrer Stadt dem Herzoge Heinrich III. und der Stadt Breslau mit.

1267. Gründung der ersten Stadtschule bei St. Maria Magdalena (seit 1643 Gymnasium); älter ist die Domschule.

1324. Eine Ratswillkür verordnet, daß in der Stadt nur noch steinerne Häuser gebaut werden sollen.

1328. Beginn des Rathausbaues. Der älteste Teil ist die Ostseite.

1333. Aufstand der Tuchmacher gegen den hauptsächlich aus Kaufleuten bestehenden Rat, ohne Erfolg. Die Anstifter büßen teils mit Verbannung, teils mit dem Tode. Die meisten Tuchmacher wohnten in der Neustadt und auf dem Ketzerberg, sie bildeten eine Zeitlang drei Innungen: eine altstädtische, eine neustädtische und eine auf dem Ketzerberg, die aber bald wieder einging.

1418. Einführung einer Luxussteuer. Am 18. Juli großer Aufstand der Zünfte gegen den Rat. Die Aufrührer erstürmen das Rathaus und töten 7 Ratsmitglieder.

1525. Gründung des Allerheiligenhospitals aus städtischen Mitteln. Es wird an der Stelle der alten Zielstätte, d. h. des alten Schießplatzes an der Oder erbaut und 1526 fertig. Heß macht sich besonders darum verdient.

1529. Einreißung des Vinzenzstiftes (ein Portal desselben jetzt an der Magdalenenkirche) und aller im Norden und Nordosten vor der Stadt gelegenen Kirchengebäude aus Furcht, daß sich die Türken, die bereits vor Wien lagen, darin festsetzen könnten. — Einsturz der Spitze des Elisabethturmes; sie wird durch den heutigen Aufbau ersetzt.

1633. Größte Pest. Bei einer Bevölkerung von gegen 40 000 Menschen erliegen 18 000 in 7 Monaten.

1741. Breslau wird preußisch. Zuerst (Januar) gewährt Friedrich II. der Stadt einen Neutralitätsvertrag, läßt sie dann aber (Aug.) aus Besorgnis vor heimlichen Verbindungen mit den Österreichern durch Schwerin besetzen und empfängt (November) im Fürstensaale des Rathauses die Huldigung des Landes Schlesien.

1743. Gassentafeln, Hausnummern, Straßenbeleuchtung eingeführt.

1760. Breslau von Laudon belagert und beschossen, von Tauentzien verteidigt, vom Prinzen Heinrich befreit.

1763. Einführung des Schulzwanges.

1789. Aufstieg des ersten Luftballons (Blanchard).

1807. Breslau von den Franzosen (Van Damme unter dem Oberbefehl des Prinzen Jérôme) erobert, nachdem es vom 6. Dezember 1806 bis zum 5. Januar 1807 belagert worden war. Starke Belastung durch Kriegskontributionen und Lieferungen. Die Festungs-

werke auf Befehl Napoleons geschleift, das Terrain derselben vom Könige der Stadt geschenkt. Der Oderarm hinter dem Dom (daher „Dominsel") wird zugeschüttet.

1810. Die Klostergebäude und geistlichen Güter gehen an den Staat über.

1811. Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau und Vereinigung mit der alten Jesuiten-Universität.

1813. Friedrich Wilhelm III. in Breslau (Jan. 25.), erläßt von hier aus den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps (Febr. 3.), den Erlaß über die allgemeine Wehrpflicht (Febr. 9.), den Aufruf „An mein Volk". Breslau war in diesen Tagen der Mittelpunkt der deutschen Erhebung, Stein, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst u. a. große Männer der Zeit weilten damals in ihren Mauern.

1829. Aufhebung der Torsperre.

1833. Die Seehandlung gründet die erste der zahlreichen Maschinenfabriken Breslaus.

1838. Erster Gesellschaftsdampfer auf der Oder.

1842. Eröffnung der Oberschlesischen, etwas später der Freiburger Eisenbahn, die Niederschlesische wurde erst 1844 eröffnet. Bis 1848 erhält Breslau Eisenbahnverbindung mit Berlin, Stettin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Krakau und Wien.

1843. Erste Versuche mit Gasbeleuchtung in Privathäusern.

1848. März 6: Beginn der Unruhen. März 17: Bürgerbewaffnung. März 20: Die ersten zensurfreien Blätter. März 21: Deputation nach Berlin. April und Mai: Wiederholte Straßenunruhen („Katzenmusiken").

1862. Eröffnung der ersten Omnibuslinie.

1866. Choleraepidemie. Von 6303 daran erkrankten Personen starben 4455.

1887. Fernsprechverbindung mit Oberschlesien, 1888 mit Berlin.

1891. Inbetriebnahme des ersten städt. Elektrizitätswerks. Beginn der elektrischen Beleuchtung des Ringes.

1893. Eröffnung der Elektrischen Straßenbahn Breslau (Linien nach Gräbschen, Morgenau und Scheitnig).

1906. Einführung von Autodroschken. Erstes Kinematographentheater.

1909. Erste Flugvorführungen in Breslau durch den Flieger Grades.

1911. Breslau wird zur Festung erklärt.

1913. Jahrhundertfeier. Einweihung der Jahrhunderthalle.

O. Schwarzer

(Aus „Geschichte Breslaus" in kurzer Übersicht von Hermann Markgraf. 2. Aufl.)

Titelbild mit Genehmigung des Verkehrvereins Breslau



Am Paradies (Peist, Naturschutzgebiet bei Panten bei Liegnitz)

Am Herzen der Natur

„Habmichlieb"

Laß uns nach der Koppe steigen,
nun der Frühling ist erwacht,
will dir dort ein Blümlein zeigen,
was dir froh entgegenlacht.

Wie's aus ödem Felsgesteine
zwischen Moos und Gräsern sprießt
und am warmen Sonnenscheine
seinen ros'gen Kelch erschließt.

Hoffmann v. Fallersleben

In Rübezahls Garten

Wenn wir Mitte Juni einen Ausflug in das Riesengebirge unternehmen, so bemerken wir bereits im Hirschberger Talbecken (350—450 m) den Einfluß der größeren Höhe. In der Ebene hat das Getreide schon abgeblüht, die Linden beginnen ihre grüngoldenen, duftigen Blütendolden zu öffnen, wir haben bereits die ersten Kirschen gegessen. Hier ist der Pflanzenwuchs um acht bis vierzehn Tage zurück; die Kornfelder stehen in voller Blüte, selbst die Obstbäume blühen noch in höheren Lagen, und der Flieder schmückt noch mit seinen lilafarbigen Sträußen die Gärten.

Beltz' Bogenlesebuch ✶ Herausgegeben von Dr. Ernst Weber
Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierskott

Den größten Flächenraum nehmen jetzt die Wiesen ein. In der Ebene sind sie schon längst abgemäht. Hier ist das saftige Grün der Gräser noch durchwirkt von einer bunten Blumenfülle, in einer Farbenglut, mit der die kostbarsten orientalischen Teppiche sich nicht vergleichen können. Solch leuchtendes Gelb, wie es der Hahnenfuß, solch schimmerndes Weiß, wie es die großen Sternblumen, solch feuriges Rot, wie es Licht- und Pechnelken, der Bergklee und der kleine Sauerampfer der Gebirgswiesen zeigen, kennt unsere Ebene nicht.

Viele gemeine Pflanzen unserer Wiesen und Felder, besonders Unkräuter und Wasserpflanzen, haben uns bereits verlassen. In Schlesien sind über 400 Arten von Pflanzen bekannt, die an der Schwelle des Gebirges zurückbleiben, ohne in dieses einzutreten. Selbst die Nachtigall wagt nicht den Bergwald zu überfliegen, der das Hirschberger Tal von der niederschlesischen Ebene trennt.

Steigen wir nun aufwärts an den Gehängen des Gebirges, so verändert sich mit jeder Wegstunde das Antlitz der Landschaft. Die Kornfelder hören bald auf, erst der Weizen bei 400 m, der Roggen und die Gerste bei 800 m; Hafer wird noch bis 900 m gebaut, aber die Halme sind in ihrer Entwicklung weit zurück. Mit dem Ackerbau nimmt die Bevölkerung ab. Die endlosen Dörfer, die in ununterbrochenen Zeilen mit ihren von einfachen Obst- und Blumengärten umgebenden Fachwerkhäusern den Fluß begleiten, rücken weiter auseinander. Zuletzt treten nur einzelstehende Höfe (Bauden) auf; denn die Viehzucht wird jetzt ausschließlicher Erwerbszweig und zwingt die spärliche Bevölkerung zu einem Nomadenleben, da das Vieh mit dem Sommer immer höher ins Gebirge zieht.

In der Höhe von etwa 450 m beginnt der Fichtenwald und bedeckt in meilenweiten Beständen den breiten Rücken des Gebirges. Hier und da gesellt sich zu ihr die Edeltanne. Die Kiefer, der herrschende Baum der Tiefebene, ist schon am Fuße des Gebirges zurückgeblieben oder wagt sich nur in vereinzelten Gruppen in die höheren Regionen. Von Laubbäumen verschwindet einer nach dem andern, als die letzten Bergahorn und Buche; diese bildet wohl auch ganze Bestände und leuchtet mit ihrer hellen Rinde und ihrem spiegelnden, feingewimperten Laube lebensfrisch aus den finsteren Nadelwaldmassen hervor. Die Rinde der Bäume ist mit krausem Flechtenlaub bekleidet; von ihren Ästen hängen lange, graue Bartflechten herunter; ihre Wurzeln sind bedeckt mit dichten Moospolstern, zwischen denen das gabelige Schlangenmoos meterlang hinkriecht. Zumeist überzieht Preißel- und Blaubeergesträuch einförmig den Waldboden. In der Schlucht des Gebirgsbaches, dem der steile Weg folgt, blühen hohe Stauden, viel schöner als in der Ebene: Akelei mit den dunklen, fünfsporigen Blütenglocken, zartblättrige Wiesenraute mit den violetten Staubfädenbüscheln, die gelbliche Ähre des Christophkrautes, Zahnwurz, Mondviole oder Silberblatt. Später im Jahre folgen gelbe Habichtskräuter, hohe Glockenblumen und die schwanken Rispen des Hasenlattichs mit den feinen purpurnen Blüten-

köpfchen; trockene Waldblößen werden dann von den dichtgedrängten Scharen des blühenden Weidenröschens wie in einen roten Teppich eingehüllt. Auch Giftpflanzen brauen ihre Säfte im Bergwalde: Die vierblättrige Einbeere, die braune Tollkirsche, der gelbe Fingerhut, der blaue Eisenhut. Stellenweise ist der Fichtenwald von grünen Haferfeldern oder saftigen Wiesen durchbrochen; hier leuchtet der Flor gelber Himmelsschlüssel und Kugelranunkeln oder feuerrote Lichtnelken. Die blaßrosafarbene Herbstzeitlose beschließt als die allerletzte den Blumenreigen dieser Wiesen im Gebirgswalde.

Wir sind nunmehr bis zur Höhe von 1200 m aufgestiegen. Der Nadelwald, der jetzt ausschließlich aus Fichten besteht — Buche und Tanne sind in der Höhe von 800 bis 1000 m zurückgeblieben — wird immer niedriger. Die Fichten rücken weiter auseinander und werden strauchartig. Ihre Äste haben sich unter der Last des Winterschnees auf den Boden gelagert. Die dicht übereinander folgenden Astquirle zeigen den geringen Jahreswuchs. Von den Stürmen entästet und entrindet, verschwinden sie zuletzt (1300 m). Nun ist die Baumgrenze überschritten und die Region des Knieholzes erreicht. Es ist ein der gemeinen Kiefer verwandtes Nadelgewächs, dessen schwärzlichgraue Äste am Boden hinkriechen und dort anwurzeln, während die elastischen, büschelförmigen Zweige aufwärts streben. So entstehen dichte, halbkugelige Büsche von Manneshöhe, mehrere Meter im Durchmesser. Anfänglich zu undurchdringlichem Dickicht zusammengedrängt, werden sie weiter oben durch immer größere Zwischenräume getrennt und reichen hier bis an die Brust oder bis zum Knie. Bei 1500 m hört das Knieholz auf.

Der Boden, auf dem es wächst, gleicht der Tundra des hohen Nordens. Er ist von bleichem Torfmoos oder Widerton überzogen und mit Wasser übersättigt, so daß der Fuß leicht versinkt. Alpenwollgras erhebt die grauen Wollköpfe in unzähligen Scharen. Brandlattich legt die Rosetten der runden, dunkelgrünen Blättchen auf das Moos, über welches die purpurnen Blütenköpfchen sich erheben. Zahlreiche Riedgräser sprießen dazwischen in starren Rasenbüscheln.

Die Schlucht, in der wir hinaufsteigen, endet in einem Felsenamphitheater. Seine fast senkrecht abstürzenden Wände schließen einen schwarzen See ein, auf dessen Grunde das nordische Brachsenkraut kleine Wiesen bildet; oder es lagern darin hohe Schneemassen, die bis zum Hochsommer liegen bleiben. In üppiger Pracht entfaltet sich in diesen Felsenkesseln der reiche Flor hoher, schönblühender Stauden. Selbst an den schroffen Felswänden haben seltene Alpenpflanzen Fuß gefaßt.

Ferdinand Cohn

Der stärkste Berghirsch

Es ging dauernd bergan. Zu beiden Seiten meines Weges ragten hohe Fichten und wölbten mit ihrem weit ausholenden Gezweig über dem Wege ein grünes Dach. Sein fahles Licht warf der Mond

zwischen die Lücken dieses Daches bis auf meinen Weg hinab. Immer mehr verblaßte dieses Licht im Grauen des Morgens und immer weniger hob es sich von den Schatten unter den Fichten ab.

Es wurde plötzlich ganz empfindlich kalt. Ein sicheres Zeichen, daß Nacht und Morgen sich scheiden wollten. Ist denn der Berghang noch immer nicht da? Einen Augenblick blieb ich stehen und schaute scharf nach oben. Da sah ich's ganz nahe vor mir durch die dunklen Fichten schimmern. Voll lagen noch die letzten Schrägstrahlen des Vollmonds auf dem Jungfichtenhang. Aber zwischen dem Mondsilber leuchtete schon das Rotgold der Morgensonne. Wie überhaucht mit einem ganz leisen Goldschimmer schien das Silberlicht zu sein. Ganz vorsichtig pirschte ich mich durch die letzten Randbäume bis zu dem Fichtenjungwuchs hin. Die taudurchtränkten Spitzen der Jungfichten blitzten in Diamant- und Perlenschmuck. Überall im Geäst der kleinen Fichtenbäumchen hatten Spinnen ihre Netze gezogen. Und diese tausend und abertausend feinen Netzfäden waren taubeschwert, zitterten funkelnd und schimmernd in dem vergehenden Glanz des Mondes, im verschämt über die Berge heraufglühenden Frühstrahl der Sonne. Die obersten Zweigspitzen des Hochwaldes waren in Glut getaucht. Wie Feuer flammte es über die Fichtenhäupter hin. Ach, dort oben erschimmerte im rotgüldenen Morgenglanz der Koppenkegel. Die Königin des Riesengebirges, die Schneekoppe, ließ sich umwerben von den ersten feurigen Frühstrahlen einer rotgoldenen Morgensonne.

Fast vergaß ich im Anschauen all dieser Schönheit den Hirsch! Der ließ sich aber nicht vergessen! Es brach im Dickicht, es polterte im Hochwald, es brauste näher und näher . . . war die wilde Jagd im Anzuge? Des wilden Jägers wilde Meute und Jagd? . . . Nein . . ., da stand er schon, der dieses Poltern, dieses Brausen und Stürmen verursacht hatte. Mitten im Fichtenjungwuchs des Berghanges stand er! Herrgott, heiliger Hubertus, hilf . . . war das ein Hirsch! Und war das eine Stimme, die nun wie Donnergrollen im Echo widertönte! Konnte es denn noch etwas Herrlicheres geben als diesen Hirsch, umsprüht von den roten Strahlen der über dem Saum des Horizont soeben herüberlugenden Sonne? Den Hirsch, der mitten auf der Freikultur wie in Bronze gegossen stand, mit dampfendem Atem den zornigen Brunstschrei über Berg und Täler, Hochwald und Kultur hinausstieß? Wem hatte ich's zu danken, daß ich gleich beim ersten Pirschen diesen Hirsch, nach dem andere so oft vergeblich gelaufen waren, aus nächster Nähe sehen und hören durfte? Wem anders als Rübezahl, dem Herren dieser Berge! — —

Der Hirsch merkte nichts von mir. Der Wind stand gut auf mich zu. Günstiger konnte er nicht sein. So hatte ich ein ungestörtes Bild der trotzigen Kraft und Wildheit von diesem Kapitalhirsch. Sein Geweih trug 14 Enden. Mutterwild war nicht zu sehen. Aber plötzlich brach der Hirsch, mächtig schreiend, ins hohe Holz vor. Dort hielt sich das Rudel Mutterwild, vorsichtig und neugierig auf die Kultur

äugend, verborgen. Man hörte das Wild durchs Holz brechen. Schon kam's wie die wilde Jagd auf die freie Fläche wieder zurück. Erst drei Stück weibliches Wild. In vollster Flucht. Dicht hinter ihnen her der treibende Hirsch. Ein Stück, das schwächste, offenbar noch ein Schmaltier, trieb er von den beiden anderen ab und jagte es ein paarmal auf der Kultur im Kreise herum. Ganz dicht tobten die beiden vor mir vorüber. Währenddessen standen die anderen, zu denen sich allmählich das ganze Rudel gesellt hatte, und beäugten sich die wilde Jagd. Da blitzte ein heller Sonnenstrahl über die Kultur. Die Nacht war vorüber, der Tag wachte auf. Mitten in seinem wilden Treiben verhielt der Hirsch. Ärgerlich orgelte er noch einige Male und stieß mit halber Stimme an. Äsend und ab und zu umheräugend zog das Mutterwild langsam ins hohe Holz nach der dahinterliegenden Dickung.

Das Schmaltier verhoffte noch unsicher, ob es folgen sollte oder nicht. Plötzlich jedoch machte es ein paar Fluchten über die Jungfichten hinweg, blieb wieder stehen, äugte nach dem Hirsch zurück und trollte davon, dem abziehenden Rudel nach.

Da kam auch Leben in den am Rande der Kultur stehenden Hirsch. Gewaltig ausholend, setzte er dem Schmaltier ins hohe Holz nach und war gleich darauf verschwunden.

Und die Sonne tauchte aus dem Grunde des Tales empor und breitete ihren hellen schönen Glanz über die Berge und Wälder.

Nebelschwaden stiegen aus den Wäldern in den Himmel hinauf. Fetzen von ihnen lösten sich los, blieben in den Wipfeln der Fichten wie weißgraue Rauchwolken hängen. „Rübezahl kocht Kaffee,“ sagen die Gebirgler, wenn sie diese Nebelfetzen sehen. Ein klarer, blauer Herbsthimmel enthüllte sich allmählich aus dem Dunkel der Nacht, dem Dämmerlicht des Morgens. Auf der Kultur, auch im Hochwalde daneben war's still geworden von Brunstschrei und Poltern des Wildes. Längst war das Rudel in die tiefste Dickung gezogen und hatte den Hirsch mitgenommen. Dafür fingen einzelne Vögel mit ihrem Gezwitscher an. Hier war eine Amsel aufgewacht und lockte ein paarmal mit schüchternem Pfeifen. Dort piepste ein Baumläufer. Drüben krächzte der Häher. Die Krähe knarrte, der Habicht warnte, der Specht klopfte, der Bergzeisig zirpte.

Ein-, zweimal bellte in der Dickung ein Fuchs. Ein Häschen klagte darauf jämmerlich, ein Reh schreckte und flüchtete mit lautem „Böh, böh, böh, böh“ tiefer in den Wald hinein. Im Bergwasser neben mir schnellte eine Forelle nach einer Mücke, die im Frühstrahl der Sonne spielte. Zwei Bachstelzen machten wippend auf ein paar Würmchen Jagd. Eichhörnchen jagten fauchend, schnalzend und mißtrauisch durchs Brombeergerank. Ein köstlicher Herbstmorgen war auf die schöne Vollmondnacht gefolgt und machte den Abschied von ihrer Schönheit leichter. —

Hans Kaboth

Im Erlicht

Vier Tage lang hatte der Nebel seine Grautücher über die Landschaft gedeckt. Dann waren warme, weiche Winde gekommen, fegten in die ganze Grämlichkeit hinein, und als ich am Morgen des sechsten Tages mein Fenster öffne, lacht wieder die Sonne zu mir ins Zimmer. — Eine Stunde später bin ich auf Wanderschaft.

Heute gilt es dem Erlicht. Weit draußen im Land, abseits von Stadt und Dorf liegt es, dort, wo das Auge unendlich schweift und man sich klein fühlt vor der Weite des Blickes.

Im Dunst des Morgens versinkt vor mir der Pfad. Im Weggraben schießt das frische Ried, das Weidicht hat goldene Lichter aufgesteckt, ein grüner Hauch liegt über dem Astwerk. Ein, zwei bunte Falter taumeln um die Wippzweige der Birken, die in ihrer schwarzweißen Pracht den Landweg begleiten.

Hier liegt das Erlicht, inmitten all der Verlassenheit, fern von Pfad und Straße; der heimlichste Flecken im einsamen Bruch. Groß ist es nicht. Eine Viertelstunde lang, knapp soviel breit, und doch weile ich gern hier.

Die Sonne steht schon hoch, als ich das Erlengehölz erreiche. Das Bruchgebiet ist hier gangbarer als sonst, doch das Umland legt einen Wall darum von Schwingrasen und Riedgrasblüten, von Binsen und Weidicht, von Schilf- und Schlammtümpeln und morastigem, trügerischem Boden, daß niemand sich vorwärts wagt, der nicht mit dem Bruchland vertraut ist.

Auf einem Erlenstumpfe halte ich Rast, müde des Weges, satt des Springens von Kaupe zu Kaupe. Die Wolken, die ich zwei Stunden früher schon schaute, sind immer noch da, so frei ist hier das Land, so hoch wölbt sich hier der Himmel; nur daß aus den Wolkenhügeln Berge wurden, die drohend sich auftürmen, als wollten sie die Sonne erdrücken. Doch noch hat diese ihre Macht, und wohlig strecke ich mich in ihren Strahlen. — — —

Gleich hinter dem Erlenflecken träumt eine offene Wasserstelle; ersoffenes Land! Wie ein Bruchauge liegt es da, dunkel, geheimnisvoll, den Eindruck der Einsamkeit nur noch vermehrend. Wenn der Wind darüber hinfegt, lecken seine Wellen am Uferrande empor, als wollten sie auch dem Erlicht das Leben rauben.

Die Sonne zeigt inzwischen den Nachmittag an. Die stille Zeit der Mittagsstunden ist vorbei. Ein frischer Wind weht über das Bruchland und hat die drohenden Wetterwolken vertrieben. Immer mehr regt sich wieder das Leben im Luch.

Zuerst sind es die Bläßhühner, die Kobolde der freien Wasserfläche, die vor mir aus dem Pflanzengewirr der Teichumrahmung auftauchen. Hin und her geht ihr lustiges Treiben, ihr hitziges Minnespiel, den glatten Wasserspiegel beim Dahinjagen zerpflügend. Dann

streben zwei Rotblässen zum jenseitigen Schilfufer. „Dackdackdackdack“ klingt dabei ihr Locken. In regelmäßigen Pausen zuckt ihr aufrecht getragener Stoß zur Wasserfläche hinab.

Ein Schoof Tafelenten und Löffelenten klingelt jetzt über mich dahin. Mit lautem Klatschen fallen sie auf das Freiwasser ein und gründeln vertraut im Schlamm. Stünde die Sonne nicht gerade gegen mich, gelänge jetzt wohl ein prächtiges Bild. So aber heißt's nur, sich mit Schauen begnügen.

Sumpfmeisen schwirren wie Federbälle durch die Luft. Von den Weiden des Bruchrandes kamen sie her, um im Erlicht nach Insekten zu suchen. Rings um mich ertönt ihr kräftiges Locken, ihr scharfes „Zjä“; hämmert es an morscher Rinde, kobolt's im Gezweige, dann sind sie wieder wie ein Husch. davon. — —

Jetzt krispelt ein Blaukelchen vor mir im Uferdickicht. Trübfarben ist sein Rücken, wie es den Bodenschlamm nach Nahrung durchsucht. Reckt es sich aber aufrecht hoch, leuchtet kornblumblau das Kröpfchen und weiß darin der Stern, als spiegelte sich der Himmel im Kehlgefieder wieder.

Tiefer ist die Sonne gesunken, der Abend ist nicht fern. Die Weißblässen treiben sich immer noch im Liebesspiele über den Teichspiegel, doch eine neue Stimme ist mit auf dem Wasser. Die Zwergtaucher halten ihre Abendbalz.

Wie hingeweht tauchte ein schwarzer Körper aus dem Freiwasser auf. Schlank sichert der Taucher zum Erlenflecken hin, dann bläst er sich dick auf, schwimmt breit auf dem Wasser, dem Weibchen entgegen, das kopfnickend und lockend aus dem Schilfgürtel heranrudert.

Und ein Spielen beginnt, viel lustiger noch als das der Wasserhühner. Unaufhörlich klingt das Locken und Trillern des Paares über den Teich. Wie ein Pfeil schießt das Männchen durch die Wasserfläche, bald beinahe weggetaucht, bald höher sichtbar; nickt mit dem Kopfe, bläst seinen Hals auf und durchschneidet das Wasser in heller Jagd, daß es hoch zusammenschlägt über dem Werber.

Und vor ihm her flüchtet das Weibchen mit fast gleichem Gebahren, taucht ebenfalls ab, kommt wieder hoch, und ab und zu gibt sie dem Hahne willig Gewährung, mit Locken und Trillern, Gehalse und Schnäbeln. — —

Glutrot taucht die Sonne ins Bruch; der Abend ist erwacht. Für mich heiß's jetzt eilen, soll nicht die Bruchhexe in ihrem Reich mich irre führen. Kaum gehorchen wollen meine Glieder; steif und kalt sind sie vom Hocken im Wasser, doch bald habe ich sie wieder in der Gewalt. — Dunkler werden die Schatten, die Sonne versinkt. Fahles Mondlicht stiehlt sich durch Erlen und Sumpfweiden, spielt über das einsame Land. Dürre Halme rascheln, in den Graskuscheln wispert der Wind, schlammiges Wasser gluckst um das Röhricht. Langsam erwachen die Stimmen der Nacht. Im Scheine des Mondlichts tanzen Erlkönigs Töchter.

Martin Schlott



Hochmoor und Schutzgebiet „Seefelder“ bei Reinerz. Phot. Martin Schlott
Randpartie: Hochwölbung des Moores nach der Mitte zu illustrierend

An Teichen der Bartschniederung

Eine Befahrung des Alt-Teiches bei Radziunz bot mir das Bild eines Teiches, der — nachdem er drei Jahre entleert und ein Schauplatz erfolgreichen Feldbaues gewesen — zum ersten Male wieder unter Wasser stand und mit Karpfen besetzt war. Schon das Landschaftsbild war eigentümlich genug. Man darf sich unter den Trachenberger Teichen nicht weite Wasserspiegel mit scharf begrenzten Uferrahmen vorstellen, sondern von der bedeutenden Fläche des Alt-Teiches (400 Hektar) war ein beträchtlicher Teil eingenommen von grünen Rohrfeldern, ein anderer erschien vom Ufer als ununterbrochene, von dicht sich drängenden weißen Blüten bedeckte Wiese, aus der nur vereinzelt breite Wasserstraßen und ganze Wasserspiegel aufblitzten. Fährt der flache Nachen in dies Blütenmeer hinein, so erkennt man, daß es nur aus der Ferne betrachtet perspektivisch zu einer festgewebten weißen Decke sich zusammenschiebt. In Wirklichkeit sind die weißen Hahnenfußblüten nur in langen parallelen Streifen dicht geschart, dazwischen liegen blanke Streifen Wassers, durch die man hinabsieht auf den überspülten dichten Pflanzenteppich des im allgemeinen nur einen Meter tief liegenden Teichgrundes. Das Oberflächenbild spiegelt so überraschend die verhüllten Ackerfurchen der Tiefe wieder, die in ungewöhnlicher Breite zur Zeit landwirtschaft-

licher Nutzung das Erdreich durchschneiden, bestimmt, die Feuchtigkeit zu sammeln, um den dazwischen liegenden höheren Streifen, den Kornbeeten, das Übermaß der Bodennässe abzunehmen. Die in den Kornbeeten wurzelnden Hahnenfußstauden wachsen nun, wenn der Teich wieder bewässert wird, als Wasserpflanzen aufwärts und entfalten über den oft 1 ½ Meter langen, durch das Wasser empordringenden Stengeln auf dem Teichspiegel ihre fünfteiligen Blüten, dicht millionenweise zu langen Streifen geschart. Hie und da treten Binsen hoch aus der Blütenfülle heraus, daran erinnernd, daß bei längerem Bestehen des Teiches, in dessen zweitem und dritten Jahre, das matte Grün ihres Röhrichts immer vollere Herrschaft gewinnt. So überrascht bei der Kahnfahrt schon der Farbengegensatz der sich ablösenden Flächen. Von einer breiten Wasserbahn, deren freier Spiegel das Himmelsblau zurückstrahlt, sieht man hinüber auf einen weiß schimmernden Blütenplan, jenseits auf stumpfgrüne Rohrfelder. Niedrige Dämme säumen das Bild, überragt hie und da von hochwüchsigen kräftigen Eichen, zwischen denen nur der Kirchturm von Radziunz und in entgegengesetzter Richtung die Windmühle von Goitke die Nähe menschlicher Siedelungen verraten.

Aber still ist dies Naturbild keineswegs. Es ist nur der Untergrund für ein regsames lärmendes Wesen der in dem Röhricht nistenden Vogelwelt. Wiewohl ich mit meinem unscharfen und gerade für diese Beobachtung ungeübten Auge nur die Hälfte von dem sah, was die Ausrufe der Gefährten mir verkündeten, war ich doch erstaunt über dies muntere beschwingte Leben. Bald horchte man dem klagenden Rufe des Regenpfeifers, bald dem Kreischen der Möwen oder dem gurgelnden Kollern des Krontauchers. Die Aufmerksamkeit des Auges teilte sich zwischen den absonderlichen Flugbahnen der Vögel, dem Zickzack des Kiebitz, dem geradezu stoßenden strammen Zielbewußtsein der Wildente, den eleganten Bogenzügen der Möven und anderseits dem, was auf dem Wasser vorging. Ruhig segelnde, aber dann beim Nahen des Bootes emporschwirrende Wildgänse, Taucher, die nur einen Moment den schwarzen Kopf über Wasser steckten, um sofort wieder zu verschwinden, Wasserhühner ängstlich ihr deutlich aus einer milchweißen Blütenfläche hervortretendes Schilfnest umflatternd, in dem sechs überraschend große, gesprenkelte Eier lagen — jeden Augenblick gab es etwas Neues zu sehen. Besonders lebhaft ging es her über einem „Mövenberge", einer knapp den Wasserspiegel erreichenden Stelle des Teichbodens, wo die Möven ihre Nester gebaut hatten. Der Kahnführer trat mit seinen hohen Wasserstiefeln in den flachen Teichgrund, schob unseren Nachen an einen hohen, betretbaren Bodenstreifen und holte ein paar sauber gebaute Vogelnester mit ihrem Gelege (meist drei Eiern). Wir nahmen so einen Einblick in die Heimstatt der Vogelkolonie, die über uns lärmend in dichtem Schwarm ihre wiegend auf- und niederschwebenden Bahnen beschrieb. Dann lenkten wir vorüber an einer hohen Stelle des Grundes, einem „Bergel", wo sonst Hafer und Kartoffeln gebaut zu werden pflegen,

über besonders tief liegende, auch zur Feldbauzeit versumpft bleibende Flächen den Binsenfeldern des Ufers zu und landeten, von Unkenrufen begrüßt, an einem dem Teichboden gemach entsteigenden Kornfeld, das den Wert der breiten Furchen unmittelbar ersichtlich machte. Unvermerkt schnell war die Stunde der Teichfahrt verrauscht.

So überraschend der Genuß der Eindrücke solch eines einzelnen Teiches, im Zustande der Bewässerung ist, so anziehend ist ein Einblick in den ganzen Plan und Betrieb der Teichwirtschaft, die hier erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur gegenwärtigen Vollkommenheit erhoben wurde, wenn sie auch schon in früheren Jahrhunderten, so unter den Kurzbach des 16. Jahrhunderts, die drei Fische im Wappen führten, hier als naturgemäße Nutzung der ausgedehnten, leicht überfluteten Niederungen der Bartsch erkannt war. Zu beiden Seiten der Bartsch liegen gegenwärtig innerhalb des Fürstentums Trachenberg an 1900 Hektar der Teichwirtschaft unterworfenen Landes. Die in dreijährigem Wechsel von Feldbau und Fischzucht sich ändernde Verwertung der einzelnen Flächen wird — mit Ausnahme weniger von der Schätzke gespeister Teiche — von der Bartsch aus geregelt durch die Hammerschleuse bei Biadauschke. Die der Fischzucht überantworteten Teiche empfangen ihre bestimmte Rolle im Gange der Entwicklung der Fische. Man unterscheidet Laichteiche zum Laichen des Mutterkarpfens und zur Entwicklung des Fisches aus dem Ei, Brutstreckteiche für seine Pflege im ersten, Streckteiche für die im zweiten Lebensjahre, Abwachsteiche für das Auswachsen zum Speisefisch. Die Hauptbrutanlage befindet sich in Kainowe, die große Teichverwaltung in Radziunz. Im Oktober wird das Abfischen der Teiche, deren Ertrag herangereift ist, vorgenommen. Etwa 15 bis 16 000 Zentner gelangen zur Versendung, zumeist auf den Breslauer Markt.

So bietet die Landschaft zu Seiten der hohen Dammwege ein überaus wechselndes Bild je nach dem Stande des Turnus im Wechsel der Nutzung. Immer aber sind es Eindrücke von für Schlesien einziger Art, die den Wanderer begleiten, wenn er durch die Teichlandschaft seinen Weg von Sulau gegen Trachenberg verfolgt.

Joseph Partsch

Der alte Räuber an der Waldschleuse

Die Mittagssonne brennt an der Waldecke. Die Jungbuchen und Eichen starren in ihrem neuen lichtgrünen Kleid, von keinem Lüftchen bewegt, in das wolkenlose Blau und dürsten. Der alte Fichtenhorst flirrt und flammt. Die Kohlmeise zwitschert und schäkert in den wilden Brombeerhecken, die Buchfinken schlagen im Weiß- und Schwarzdorn, und der Zaunkönig überlegt es sich ganz gewaltig, ob er den Kampf mit der dicken goldbraunen Hornisse aufnehmen soll, die ihn dauernd umsummt. Der Neuntöter steigt aus den Schlehen, schlägt, fächert, überkugelt sich, wendet haarscharf an der alten, krausen

Kastanie und hat den Maikäfer endlich erwischt, der dumm genug im grellsten Sonnenlichte um die hellgrünen Außenblätter schwärmte. Tief im Mischwald gurrt ein Täuber und ruft ein Häher grell und kreischend und übertönt für Augenblicke das vielstimmige Gesumme und Gebrumme, das Schäkern und Zwitschern, das Flöten, Klingen und Gezirpse. Da setzt an der verknorrten und verwachsenen Alteiche im Bogenfluge der Schwarzspecht an, und nun zittern nur die gewaltigen hohlen Hammerschläge durch die harzig-heiße Sommerluft. Ein Zitronenfalter schaukelt von der Windrose zur Akelei, von der Lichtnelke zur Leberblume, die sich rot und blau, lila und weiß im prächtigsten Saftgrün durch das Fallholz und Altlaub hindurchdrängen. Hinter den Schlehen und Brombeerhecken, der Wildrose und den Jungweiden, die sich mit den Wedeln der Farnkräuter, Schachtelhalme und Pferdebinsen und den weiß-gelben Trichtern der Uferwinde verfilzt und verrankt haben, glitzert es silbern und golden, leuchtet es lichtblau und feuriggrün, dort fließt in ihrem herrlichsten Hochzeitskleide — unsere Bartsch!

Weiter hinten am steilen Flußufer, wo die alte Kiefer kopfüber in den Fluß gestürzt ist, hebt sich aus dem stillen Wasser ein runder blanker Kopf, und ein paar dunkle Glotzaugen sichern unbeweglich, ein brauner glatter Balg schiebt sich langsam dem Ufergeschotter zu, verhofft unbeweglich, klettert dann durch das dürre Ast- und Knüppelholz lautlos ans Land und verschwindet unter den breiten Uferblättern, die Fischotter. Heut hat der alte Räuber einen verzweifelten Entschluß gefaßt. Er will an der alten Waldschleuse am hellerlichten Tage rauben, der sonst so vorsichtige, überschlaue, der die Eisen, die Gefährlichkeit und Hinterlist der Menschen kennen gelernt hat. Und wer verdenkt ihm das? Soll er hungern, wenn das übrige Getier Schlachtfest hat? Zehn Tage Ostwind im Sommer! Kein Fisch zu sehen. So trieb ihn heut der knurrende Balg aus seinem kunstvollen Unterwasserbau. Langsam und spähend schnürt und windet er am äußersten Uferrand durch das Gewirr und Geflecht von Hahnenfuß und Schmirgel am Schilf und Rohr entlang, keinen Blick vom Wasser lassend. Hier am Weidenstumpf hat er im Herbst zwei Junghechte geschlagen. Nichts ist heut zu sehen, nur ein Grasfrosch rudert in langen Zügen dem Wasserkraut zu. Den will er nicht, und von der Sorte kann er in jedem Graben genug haben, die holt er sich sowieso, wenn sein heutiger Pürschgang erfolglos ist. Da prasselt es im Unterholz, da teilen sich die breiten Farnwedel, ein Bock! Ohne irgendwie zu sichern, stürzt die Otter kopfüber in den Fluß. Ein Wasserklatsch, daß erschrocken ringsherum die Vogelwelt abstreicht, ein Aufsteigen von Blasen, Algen und Mulm, dann ist der kühne Räuber verschwunden. Auch der Bock macht einen Seitensprung, dann steht er wie eine rote Flamme unbeweglich und scharf sichernd im fahlgelben Bandgras in der flimmernden Mittagsglut, schlägt plötzlich mit dem Lauf dumpf auf den Waldboden und zieht dann langsam unter Wind, ab und zu ein Geißblatt oder einen Espentrieb

abzupfend, langsam der Fichtenschonung zu ab. Am andern Ufer hinter der Sandbank, wo Hunderte der kleinen silberweißen Blüten einen Teppich bilden, wo der Wasserhahnenfuß wuchert, wo Wasserpest und Algen in langen Fäden schaukeln und winden, wo sich die Fächer der Wasserrose breiten, hebt sich wieder der kugelrunde Räuberkopf und rudert in langen Fluchten dem alten, schwarzen Stück Wasserholz zu, von dem er wie eine Katze springend das Ufer erreicht. Verhofft wieder, schüttelt sich in einem Silberregen die Wassertropfen von dem Balg, ärgert sich über die ekligen Brettschneider und Schmeißfliegen, die ihn andauernd umsummen, und schnürt weiter, weit vorsichtiger, am Ufer entlang, schreckt in den Rohrbeständen zwei Wasserhühner auf, die mit lautem Gekreisch zwei silberne Furchen mitten in den Fluß reißen und sich dort noch immer schimpfend von den Wellen schaukeln lassen. Da ist es vorbei mit dem Jagen und alles verscheucht und gewarnt. Das ganze Wassergeflügel hat er überhaupt im Magen, die Taucher, die Wasserhühner und besonders die Wildenten, die haben ihn mit ihrem Geschrei und Wasserklatsch schon manchen Althecht in den Grund gejagt. Ärgerlich trottet er weiter und staunt. Die weite, weite Fläche bis zur Waldschleuse ist mit einem dicken, braunen Belag von Wassermulm, Torf, Blütenblättern, Staub und Schlamm überzogen und so dicht, daß man glaubt, darüber hinweggehen zu können. Da bleibt nur noch die Schleuse übrig. Gezwungen und mit knurrendem Balg zieht er in der scheitelrecht stehenden Sonne am Wildgatterzaun entlang, gar nicht das Wasser beachtend, lautlos darauf zu.

Die alte Waldschleuse lodert in der Mittagsglut. Über die alten, bemoosten Balken rieselt es silbern und golden, spritzt es und plätschert es in grünsilbernen Strahlen und Streifen. Durch die alten Stützenbohlen ergießt es sich in breiten weißgleißenden Bändern, in hauchdünnen Wassergeweben in blendendweißer Gischt in das mächtige, tiefe Schleusenloch. Vorsichtig watet der Räuber durch das flache rieselnde Wasser, erklimmt den alten, zerfurchten Längsbalken und schiebt sich langsam nach allen Seiten sichernd, vorsichtig dem Schleusenloch zu, drückt am Ende den Balg platt an den Balken und läßt nur für Augenblicke die Seher ins Wasser spiegeln. Wie ein Pfeil stieben die zahlreichen Jungfische auseinander, ein großer Barsch hat ihn spitz und schießt pfeilgerade in die Tiefe. Dann ist es still, leise nur rieselt das Wasser weiter. Also auch hier nicht. Enttäuscht ist er eigentlich nicht, wegen des kaum fingerlangen Kroppzeugs von Ellritzen, Weißfischchen und Rotaugen hat er den langen Weg nicht gemacht, er will Edelfische, und möglichst große. Nur einmal kann er rauben, auf Stunden ist dann Alles gewarnt, und dann muß es sich auch lohnen. Langsam fährt er zurück, sichert nach der Seite und beobachtet gar nicht die höfliche Bachstelze, die ihm schon andauernd einen Knix nach dem andern macht, putzt sich mit der braunen Pranke die langen Bartfäden glatt und schnappt nach der dunkelblauen Libelle, die unbeweglich vor seinem Lauscher in der Luft

rüttelt. Wieder durchwatet er das Geriesel und erklettert den zweiten Längsbalken, der, üppig überwuchert, mehr Versteck bietet, aber auch hier blüht ihm kein Glück, wieder springt es in silbernen Strahlen über den Wasserspiegel, und nun rudert er nach kurzem Tauchen wirklich ärgerlich an der alten Bohlenwand entlang, biegt im kurzen Bogen einem alten Pfeiler aus und erklettert hinter der Schleuse das Ufer-Steingewirr. Mächtige flechtenüberzogene Eisensteinblöcke türmen sich hier im wilden Durcheinander auf. Algen und vertrocknete Wasserpest, Rohr und Schilf, Fallholz und Altlaub erschweren ihm das Pürschen hier ungemein. Grüngläsern steht hier das Wasser. Jede Deckung benutzend, schiebt er sich scharf äugend an den Bohlen entlang. Da — hinter der alten Bohle steht im Oberwasser eine Altbrasse unbeweglich und läßt sich die Mittagssonne auf den Buckel brennen. Das ist ein kapitaler Gegner. Völlig lautlos windet er sich um den hohen Eisensteinblock, drückt sich so platt wie möglich in die großen Büffelgrasstauden, die Lefzen zucken und der Balg schlägt ihm, die Grashalme tanzen ihm vor den Sehern. Ruhig, ganz ruhig steigt die Altbrasse ganz an die Oberfläche, ihm fast entgegen, da — ein Sprung, und er schlägt ihr die Pranken tief in das Rückenfleisch, verbeißt sich im Genick, und in rasender Flucht geht die Todesfahrt in die Tiefe. Leise noch erzittern die Grasbüschel, stellenweise noch qualmt und wallt das Wasser auf und wirft ganze Fladen von Wassermulm an die Oberfläche, die einzigen Zeichen von dem furchtbaren Unterwasserkampf. Dann ist es still, nur ein paar Blasen steigen langsam aus der Tiefe. —

Weit hinten endet das Schleusenloch in einer flachen Sandbank, die Scharen von Gründlingen stieben erschreckt auseinander, denn unter Wasser kommt ein schwarzer Schatten gezogen, wendet ans Ufer, und dort unter der Silberweide, deren Ruten bis ins Wasser hängen, steigt der alte Räuber mit seiner großen Beute in den Sand, schleppt sie ganz an das unterwaschene Ufergeröll, und überschattet von dem gelben Huflattich und den breiten Blättern des Sauerampfers, zerbeißt er knirschend der Altbrasse den Kopf. Reißt in Fladen das dicke Rückenfleisch ab, da — kommen sie herangezogen, die Sonntagsausflügler im besten Sonntagsstaat, in Lackschuhen und seidenen Kleidern, im Stehkragen und Röllchen, werfen Butterbrotpapier und Eierschalen in das dichte Pfeifen- und Bandgras, stochern mit ihren Stöcken an den alten Eisensteinen herum und schwitzen ganz abscheulich. Da klappe ich mein Geschreibsel zusammen, betrachte noch für einen Augenblick die fette Schmeißfliege, die sich auf meinen Nägelstiefeln sonnt und klettere die steile Eisensteinwand an den erschrockenen Damen und Herren mit kurzem Gruß hinauf. Und biege in den schmalen Waldpfad ein, der durch mächtige uralte Eichenbestände zum Forsthaus führt. Da springt mir schon Kora, die braungetigerte, vertraut entgegen. Ich lieble sie ab und schüttle lachend dem alten Batze die nervige Jägerhand. Heut hab ich ihm noch viel zu erzählen. Drüben aber in einem Eisensteinloch, halb im Wasser, weiß ich den

alten Räuber sitzen, der wartet sehnsüchtig auf den Abend und auf die Nacht. Wenn der Mond silbern in den Wassern der alten Schleuse schaukelt, wenn der Kauz klagt, wird er sich seine Altbrasse holen, wenn sie ihm die Wasserratten nicht aufgefressen haben.

Felix Labat
(Aus „Heimatblätter für den Kreis Militsch-Trachenberg")

Vor Tau und Tag in den Nesigoder Forsten

Als noch alles in der bleigrauen Dämmerung schlief und auch der Osten noch im Dunkel lag, steckte der Zaunkönig den Kopf aus dem Gefieder und zetterte auf einmal so schrecklich und gemein, so häßlich und so kneifend, als ob es ihm schon ans Leben ginge. Und ehe er noch recht munter wurde, sauste auch schon ein Schatten durch das Dunkel auf ihn zu, unheimlich und lautlos, und der Waldkauz nahm ihn in seinen scharfen Fängen noch schnell als Nachspeise mit in seinen Horstbaum. Das war die Strafe für sein Gezetter. Und doch hatte der kleine, wachsame Kerl nicht ohne Grund geplärrt, denn aus dem Geflecht und Geranke schob sich durch das krause Astgewirr ein dunkler Balg am Stamme hoch, der Marder, der nächtliche, feige, stille Würger. Da wurde es aber auch schon in den Zweigen lebendig, da schimpfte und zetterte, schäkerte und flatterte es solange, bis der dunkle Schatten wieder lautlos am Stamm hinunterglitt. Da hob auch der Bock, der unter der alten Buche in den Wedeln des Farnkrauts seine Kuhle hat, verwundert den Kopf, rieb sich die Seher an den rauhen Vorderläufen und lauschte in die Dämmerung. Als aber die Vögel wieder stiller wurden, schob er den Kopf wieder ins Warme. Aber nicht lange. Der Zaunkönig suchte sein Weibchen, ängstlich flatterte er in dem Grau, rief in die Schlehen, lockte am Rotdorn, klagte an den Brombeeren, aber es half ihm alles nichts. Und als sich im Osten ein feiner Silberstrich zeigte, da flog auch die Amsel nach einem verspäteten Nachtfalter, und dann klang auf einmal das große Wecken durch den verschlafenen Wald, da setzte der Buntspecht im Bogenfluge an die alte Eiche an und hämmerte in dumpfen, hohlen Schlägen den Wald munter. —

In den Jungeichen antwortete ihm der Kuckuck und erinnerte sich plötzlich, daß ihm so viel Federn fehlen, daß er gestern jämmerlich abgeschlagen wurde und er sich heut ein neues Weibchen suchen wollte. In der Buchenkrone gurrte der Wildtäuber, lockte der Pirol, und hoch über der Waldblöße zog ein Habicht seine Kreise und mischte in die fröhlichen Morgenstimmen seinen abscheulichen, katzenartigen Schrei. Und als dem Bock die Brettschneider andauernd um die Lauscher summten, streckte auch er die steifen Läufe, und dann stand er auf einmal noch etwas fröstelnd in der Morgenkühle, kratzte sich mit dem rechten Hinterlauf das Gehör, schüttelte sich breitbeinig, putzte sich mit dem Lecker die brandrote Decke blank und dankte nicht einmal der Drossel, die auf dem Buchenschößling sitzt und ihm

schon andauernd „Guten Morgen“ sagt. Plötzlich aber kriegt die Drossel einen Schreck, daß sie beinahe in die Farnwedel gefallen wäre; denn der Bock stößt ein kurzes, heiseres Bellen aus, wie ein alter Ziehhund. Dann aber zeigt er ihr den Spiegel und zieht in bedächtigen Schritten durch das taufrische Waldgras auf seinen Wechsel. Drinnen aber in der dumpfen, modrigen Waldtiefe, die noch im Dunkeln liegt, bricht es und knackt es, prasselt und knickt es, dort zieht durch das Unterholz der König der Wälder zur Tränke. Am Haselbusch verhofft er, sichert und holt Wind. Er kennt die Stelle. Im vorigen Herbst, als er mit seinem Rudel zog, als sein gewaltiger Kampfruf aus der Wildnis drang, meldete sich bei den Jungeichen hinter dem dichten Heckenverhau ein Gegner, so eifersüchtig und frech, daß er mit dem Vorderlauf zornig den modrigen Waldboden schlug und mit den Kampfstangen ganze Fetzen von Moos, Moor und Mulm auswarf. Und wieder schrie er den Gegner an in gewaltiger und ehrlicher Sprache und forderte ihn zum Kampf auf Tod und Leben für sein Rudel. Aber der kam nicht; er schrie auch. In dem Schrei merkte der alte Recke einen Unterton; er endete so weich, so fremd. Und wieder fegte er mit den Stangen, und wieder blieb es drüben still. Das kam ihm nicht richtig vor. Immer gedeckt zog er seitwärts gerade in den Wind; da hörte er ein leises, metallenes Klappen und Schleifen, und da wußte er, das war nicht Hirsch, das war Mensch, und in rasender Flucht fuhr er in das Altholz, daß die Äste krachten und splitterten, und schickte dem Grünrock einen Abschiedsgruß zu, so häßlich, hohl und verächtlich, daß der Graubart sich hinter den Ohren kratzte, das Gewehr sicherte und, den Blick zu Boden geschlagen, heimging. Heut ist es ruhig dort, und die Kohlmeise würde nicht so herrlich läuten, wenn die Luft nicht rein wäre. Am Weißdorn kriegt er Begleitung, aber stinkende, widerwärtige: den Fuchs. Auch er zieht zur Tränke; als er aber dem alten Kämpen in die schwarzen Lichter schaut mit den weißen Querbinden und die weit ausgelegten Stangen erblickt, wird ihm doch etwas unheimlich, und so zieht er vor, allein zu ziehen, und schleicht ihm aus dem Gehege.

Wo der Waldboden vermoort, zieht sich ein feines, silbernes Wassergerinsel hindurch, das in den Wildbach sickert. Dort breitet der Huflattich seine fetten Blätter, dort streckt die Sumpfdotterblume ihre gelben Sterne der Sonne zu, dort zeigt das Vergißmeinnicht seine Tausende von hellblauen Sternen und Sternchen, dort schießt aus den grünen Blätterteilen der Springauf, und dort schaukelt unter den breiten Farnwedeln und Fächern die blaue Glockenblume. Die Waldrebe aber klettert über das vielerlei Gewächs und Geranke, Gesprieße und Geflechte. Und hier jappt und lappt sich der Fuchs seinen brennenden Balg voll. Der Hirsch aber steht mitten im Waldbach, läßt sich das kühle Wasser um die Läufe spülen und schlürft in langen Zügen. — Und als sich an der hohlen Eiche die Eichenkatzen balgten, reckte sich auch der Keiler in seiner Kuhle,

grunzte und schüttelte sich das Lagerlaub von den Borsten, nahm als Morgenimbiß eine halbvertrocknete Morchel mit und zog dann quietschend und quatschend durch das sumpfige, moorige Gelände zur Suhle. Dort wälzte er sich in dem stinkenden, schwarzen, muffigen Schlammwasser, kaute und schmatzte an den Wasseralgen, sielte sich auf der moorigen Walderde und zog dann wie der Leibhaftige ab. Der Ricke, die unter der krummen verästelten Linde stand und ihm höchst anständig zuschaute und die in ihrem glattgeleckten Hochzeitskleid sehr eitel war, zeigte er zum Zeichen seiner Verachtung das einzige Weiße an ihm, seine mächtigen, krummen Hauer. Plötzlich aber wendet die Ricke und richtet die Lauscher, denn aus dem Waldinnern scholl ihr der heisere Brautruf ihres Bewerbers entgegen, und ehe sie noch zu sichten vermochte, rauschte und knackte es auch schon im Unterholz, und nun ging die wilde Jagd durch dick und dünn, und erst weit hinten in den Schonungen hinter der Waldblöße verstummte das heisere Bellen und das angstvolle Schreien. Nun war es stille, aber nicht lange, da setzte das vielstimmige Gezetter und Gekreisch, das Locken und Flöten, das Schäckern und Zwitschern wieder ein, und als der erste Goldstrahl rötlich durch den Stangenforst zitterte, zog mit Flöten und Klingen, Jubilieren und Läuten der neue Tag in den erwachenden Wald. Da schwenkte die Birke ihre grünseidenen Behänge und Fahnen, da senkte die Buche ihren smaragdgrünen Baldachin, und die Tannen und Altfichten zündeten ihre grüngoldenen Kerzen an. Der Stamm der Zwillingskiefer aber, auf den die volle Morgensonne fiel, leuchtete wie rotes Gold. Da blitzte und funkelte es an jedem Grashalm, an jedem Blatt, an jedem Trieb in tausend silbernen, diamantenen und goldenen Diademen. Da dampfte und rauchte es, und die Nebelschwaden in der Lichtung und auf den Waldwiesen verloren sich in den kupferroten und goldenen Kiefernkronen. Je höher die Sonne stieg, desto mehr Getier erwachte. Der Kohlweißling flatterte zur Glockenblume, der Zitronenfalter rüttelte über der Purpurdistel, und die Libelle stand unbeweglich vor der Blüte der Königskerze und wartete auf die stahlblaue Fliege, die da hineingekrochen war. Und nun surrte und summte, kribbelte und krabbelte, flötete und pfiff es überall in tausenderlei Tonarten hinter jedem Busch, unter jedem Halm, auf jedem Baum, und das Jubilieren nahm kein Ende. Nur einer beteiligt sich nicht an dem Morgenkonzert, der hatte sich schon vor Sonnenaufgang heiser geschrien, der Zaunkönig. Plustrig sitzt er auf den Ranken der Brombeere, und ein Grauen verläßt ihn nicht. Er hat den Schatten gesehen, wie er sein Weibchen schlug, den Tod, — der durch den Wald strich, heute morgen — vor Tau und Tag.

Felix Labat

(Aus „Heimatblätter für den Kreis Militsch-Trachenberg")